



WERK und WIR
HOESCH AKTIENGESELLSCHAFT

1

1962

L7147E



Titelseite: Im Stahlwerk 3 wird eine 200-Tonnen-Pfanne in die Kokillen abgegossen. Durch den Gießhebel reguliert der Abgießer die Auslaufgeschwindigkeit des Siemens-Martin-Stahls. Ein Kokillenmann steht mit dem Probelöffel bereit, um eine Stahlprobe zu entnehmen, die im Labor auf ihre Bestandteile untersucht wird



Rückseite: Unsere Berglehrlinge müssen, da der Bergbau immer mehr mechanisiert wird, schon früh mit allen Maschinen und Geräten vertraut werden, die sie später beherrschen sollen. Unser Bild zeigt die Berglehrlinge Günter Neuperger, links, und Rolf-Dieter Abeck in einem Streb des Lehrreviers, Flöz 21, der Schachtanlage Radbod in Bokum-Hövel. Sie hängen eben eine Vorfängung ein

Mehr Freizeit . . .

Zur Arbeitszeitverkürzung

Mit Beginn dieses Jahres sind auch bei uns für die Belegschaftsmitglieder der Westfalenhütte und der eisenverarbeitenden Werke weitere bedeutsame Arbeitszeitverkürzungen in Kraft getreten. Nachdem für unsere Bergleute bereits seit dem 1. Mai 1959 die Fünf-Tage-Woche bei achtstündiger Schicht gilt, verminderte sich die tarifliche wöchentliche Arbeitszeit unserer Belegschaftsmitglieder der Westfalenhütte auf 42 Stunden. Für die in den nichtkontinuierlichen Betrieben tätigen Belegschaftsmitglieder der Hütte besteht nunmehr die gleiche Regelung wie seit 1957 für ihre Kollegen in den kontinuierlichen Betrieben. Die Arbeitszeit für die Mitarbeiter in den weiterverarbeitenden Werken ist auf 42½ Stunden in der Woche herabgesetzt worden. Um den Beschäftigten das bisherige Arbeitseinkommen zu erhalten, ist die Arbeitszeitverkürzung mit einem Lohnausgleich verbunden.

So ist nunmehr die erste Stufe der Arbeitszeitverkürzung verwirklicht, die am 8. Juli 1960 in Bad Homburg für die Eisen- und Metallindustrie vereinbart wurde. Vom 1. Juli 1965 ab wird nach diesem Abkommen die 40-Stunden-Woche gleichzeitig für die Hütte wie für die Weiterverarbeitung gelten.

In den letzten Jahren konnte die tarifliche Arbeitszeit in unseren Werken stetig verringert werden. Noch zu Beginn des Jahres 1957 galt im allgemeinen die 48-Stunden-Woche; viele Belegschaftsmitglieder der Westfalenhütte arbeiteten aber tatsächlich 53 Stunden und mehr in der Woche. Dann wurde die Arbeitszeit auf 45 Stunden, am 1. Januar 1959 auf 44 Stunden und nun auf 42 Stunden in der Woche verkürzt.

Diese Entwicklung ist ein sozialer Fortschritt, der in unserer Wirtschaft dank des Fleißes und des Leistungswillens aller arbeitenden Menschen wie auch dank der erheblichen Investitionen und der arbeitsparenden Rationalisierungsmaßnahmen möglich ist. Auch in der weiteren Zukunft kann unser Lebensstandard nur wachsen, wenn trotz verkürzter Arbeitszeit Leistungen und Produktivität steigen.

. . . mehr Bildung!

Zum Aufsatz von Arnold Dannenmann

Kürzere Arbeitszeit bedeutet für uns alle längere Freizeit. Sie gibt uns die Möglichkeit, stärker als bisher unseren eigenen Neigungen zu leben. Wir können uns manchen Wunsch erfüllen, der zuvor, wenn die Zeit fehlte, unerfüllt geblieben ist; denn zum „Mensch sein in Muße“ gehört vor allem Zeit, Zeit, um die Schönheiten der Natur und die Werte der Kultur genießen zu können. Auch das wird dazu beitragen, unser Wissen und Können, von denen heute mehr denn je die Anerkennung des Menschen in unserer Gesellschaftsordnung abhängt, auszuweiten und zu vertiefen. Damit wiederum werden wir aus unserer gut genutzten Freizeit neue Impulse für unseren Beruf empfangen, der ja trotz der wachsenden Freizeit immer noch der wesentliche Lebensinhalt ist.

Im Maiheft 1961 von WERK UND WIR sagte hierzu Dr. Helmut Schelsky, der Leiter unserer Dortmunder Sozialforschungsstelle und Professor an der Universität Münster: „Berufliche Sicherheit, Leistung und Zufriedenheit im Beruf sind wesentliche Grundlagen der seelischen Gesundheit des modernen Menschen. Die Berufstätigkeit ist heute der wichtigste Bereich persönlichkeitsbildender sozialer Lebensaktivität.“

Die berufliche Ausbildung ist aber nur ein Teil der wahren Bildung, die letztlich die Persönlichkeit formt. Diese wahre Bildung zu gewinnen, muß das Streben des jungen Menschen sein. Dann wird er – wie Arnold Dannenmann, Präsident des Christlichen Jugenddorfwerks Deutschland, in diesem Heft feststellt – mit wachsendem Können das Erlernte gestaltend anwenden.

Inhalt

- 3 Jahresrückblick 1961
- 6 Vier SM-Öfen im Stahlwerk 3
- 10 Helfer bei schwerer Arbeit
- 14 Mitgliederversammlung der Bundesvereinigung
der Arbeitgeberverbände
- 15 Wir laden ein zum Hoesch-Steckenpferdturnier 1962
- 16 Winterferien leicht gemacht
- 18 Bild des Monats
- 19 Wie die andern leben ■
- 22 Menschen im Gedränge
- 25 Wie man wacht, so schläft man
- 26 Der Weg zur Bildung
- 29 Passiert – notiert – fotografiert
- 30 Hohe Schule auf Steckenpferden
- 33 Höflichkeit ist steuerfrei
- 34 Jubilare
- 35 Fotowettbewerb



Hoesch AG Bergbau Essen-Altenessen



Hoesch AG Westfalenhütte Dortmund



Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg



Hoesch AG Rohrwerke Hilstrup



Schmiedag Aktiengesellschaft Hagen i. Westf.



Maschinenfabrik Deutschland AG Dortmund



Trierer Walzwerk Aktiengesellschaft
Wuppertal-Langerfeld



Becke-Prinz GmbH Dortmund



Schwinn Aktiengesellschaft Homburg/Saar

Schwinn S.à.r.l.Hénin-Liétard (Pas-de-Calais)



Dörken Aktiengesellschaft Gevelsberg



Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH
Oberdollendorf a. Rhein



Dortmunder Drahtseilwerke GmbH Dortmund

Carl Flügge GmbH Hamburg



Hoesch Hammerwerk
Ruegenberg GmbH Olpe i.W.



Dortmunder Plastik GmbH Dortmund



Hoesch Bergbautechnik GmbH Dortmund



Werk Federstahl Kassel



Hoesch Eisenhandel mbH Dortmund

Claasen, Muth & Co. GmbH Bremen



Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH Essen



Schiffswerft und Maschinenfabrik
Mainz-Gustavsburg GmbH



Hoesch Düngerhandel GmbH Dortmund



Hoesch Export GmbH Dortmund

Hoesch Export GmbH Oficina de Madrid

Hoesch Export GmbH Bureau Bruxelles



Hoesch Argentina S.A. Industrial y Comercial
Buenos Aires



Hoesch Limited London



Hoesch Italiana Malland



American Hoesch Inc. New York

Industriewerte AG Dortmund

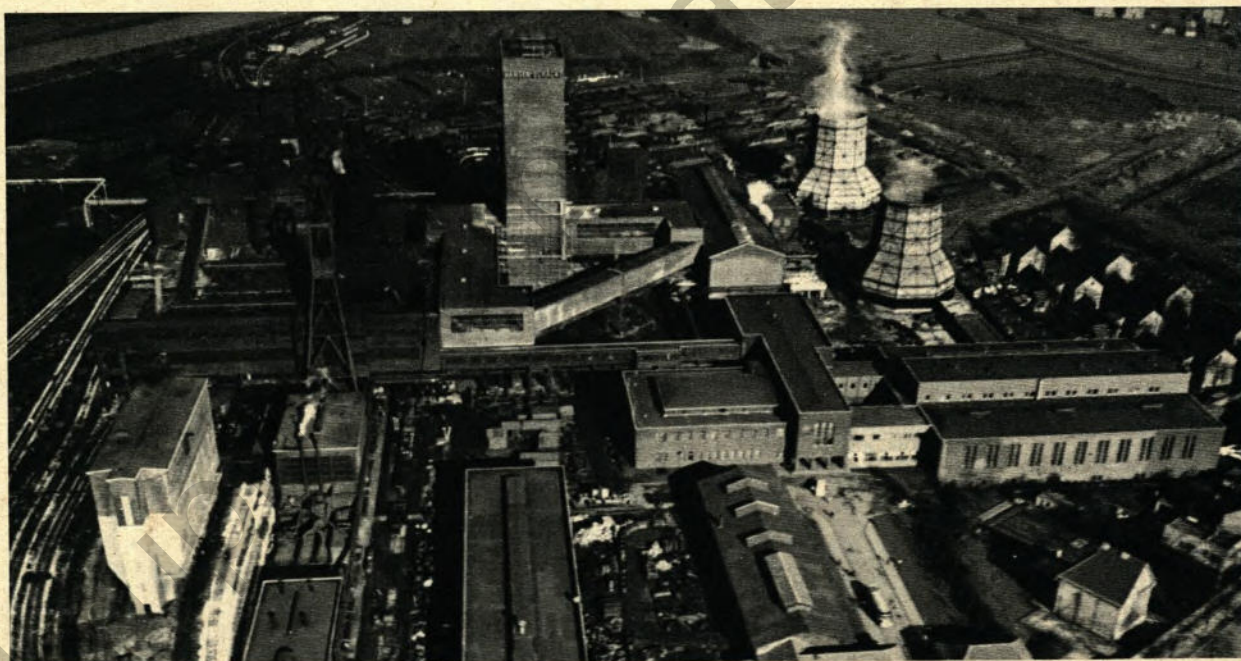
Gesamtbelegschaft 50000

HOESCH

Ein
Rückblick
auf
das
vergangene
Jahr

Wahrzeichen für Essen:
der Hansenschacht

Ein neues Wahrzeichen für Essen ist der mächtige, sechzig Meter hohe Förderturm des Hansenschachtes, der im Februar in Betrieb genommen wurde. Der Schacht selbst hat einen lichten Durchmesser von 7,20 Metern. Er ist 889 Meter tief und dient der Förderung von der 8. Sohle aus einer Teufe von 850 Metern. Großraumwagen mit einem Fassungsvermögen von 3000 Litern bringen täglich 3500 Tonnen Kohle ans Tageslicht. Die Leistung wird sich verdoppeln, wenn die geplante zweite Fördermaschine eingebaut ist



Zwei elektronische
Rechenanlagen



Anfang des Jahres 1961 hat die „Zentrale Datenverarbeitung Hoesch“ im Verwaltungsgebäude der Schachtanlage Kaiserstuhl zwei elektronische Rechenanlagen in Betrieb genommen, die zum unentbehrlichen Helfer unserer Kaufleute und unserer Techniker wurden. Sie beschleunigen die Lösung aller kaufmännischen und organisatorischen, aller planerischen und konstruktiven Aufgaben, weil sie eine unübersehbare Vielfalt notwendigen Zahlenmaterials teils bereithalten, teils in Bruchteilen von Sekunden errechnen



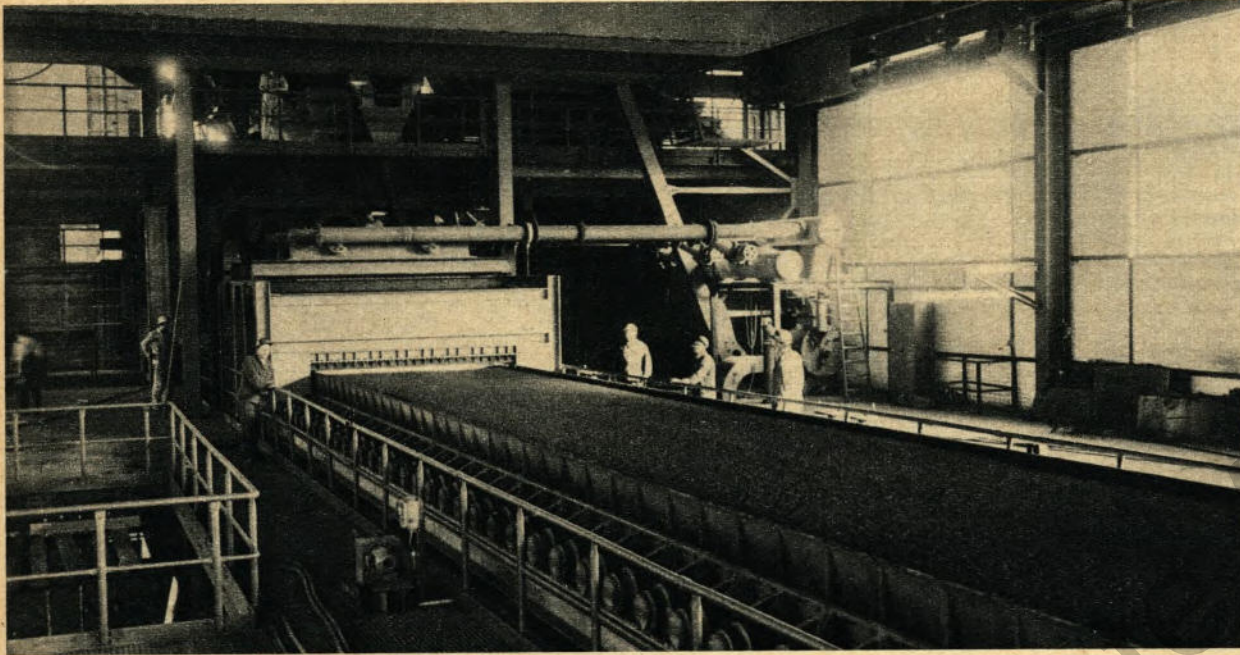
Neues Kaltwalzwerk hat die Erzeugung aufgenommen

Überall in der Welt ist in den letzten Jahren der Bedarf an kaltgewalzten Feinblechen gestiegen. Um diese wachsende Nachfrage und die erhöhten Anforderungen an die Qualität – insbesondere an die Verformbarkeit – der Bleche zu befriedigen, errichtete die Westfalenhütte eine fünfgerüstige Tandem-Kaltwalzstraße auf der Stockheide. Zusammen mit unserem schon bestehenden Kaltwalzwerk, das im Monat 18000 Tonnen erzeugt, beträgt unsere Walzkapazität nunmehr monatlich 40000 Tonnen



Eigenes Werk für Platal

In dieser neuerrichteten Werks-halle erzeugt die Trierer Walzwerk AG den von ihr entwickelten Verbundwerkstoff Platal. Mit der neuen Fertigungsanlage ist es zum erstenmal in Deutschland gelungen, in großem Maßstab auf Stahlband Kunststoff kontinuierlich aufzutragen. Platal wird überall dort gebraucht, wo man mit ungelösten Korrosionsschutzproblemen kämpft, wo Farbe und Muster dem Stahlblech besondere Wirkung verleihen sollen und wo es für den Abnehmer wirtschaftlicher ist, vorveredeltes Stahlblech zu verwenden als das Fertigteil selbst zu veredeln



Neue Sinteranlage arbeitet

Erze zu brechen und zu sintern (Zusammenbacken von feinkörnigen Erzmischungen), wird immer bedeutsamer für alle stahlerzeugenden Länder, weil diese Maßnahmen die Leistung der Hochofenanlagen steigern. In diesem Jahr ist auf der Westfalenhütte eine neue Sinteranlage entstanden, deren drei Meter breites und fünfzig Meter langes Sinterband unser Bild zeigt. Die neue Sinteranlage leistet monatlich 100 000 bis 120 000 Tonnen und erhöht damit unsere gesamte Sinterkapazität auf fast 200 000 Monatstonnen, von denen – in sinnvoller Zusammenarbeit – die Dortmund-Hörder-Hüttenunion monatlich 30 000 Tonnen erhält

259 Familien in der Wilhelm-Hansmann-Siedlung

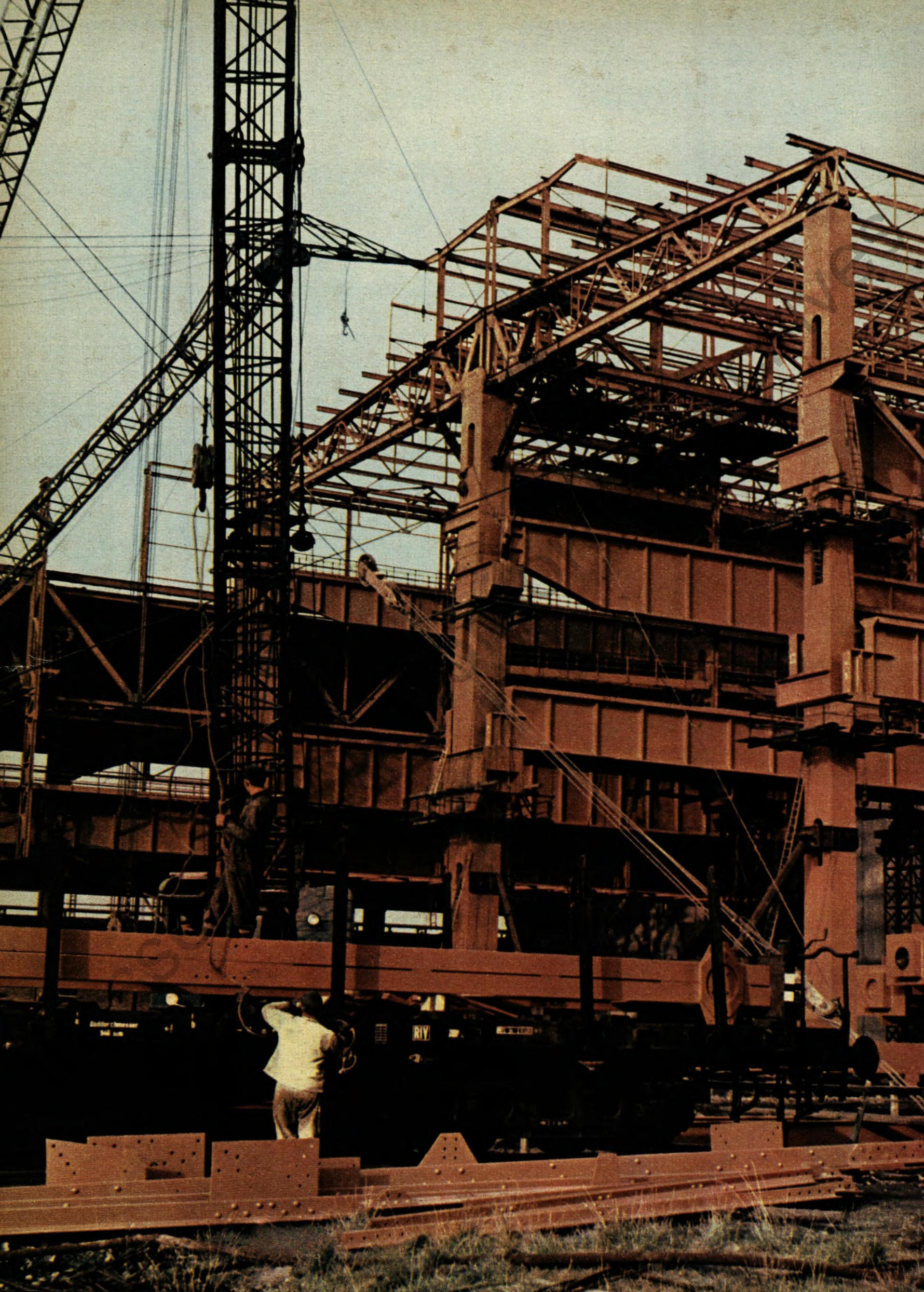
Die schönste Hoesch-Siedlung und vielleicht eine der schönsten Wohnsiedlungen im Dortmunder Raum errichtete Hoesch in Dortmund-Wambel. Nach skandinavischem Vorbild von dem schwedischen Architekten Jaenecke gebaut, erhielt sie im November den Namen „Wilhelm-Hansmann-Siedlung“. Mit dieser Ehrung würdigten Aufsichtsrat und Vorstand die Verdienste Wilhelm Hansmanns um Hoesch und insbesondere auch um unseren Wohnungsbau. Unser Bild veranschaulicht, wie gut sich zwei verschiedene Wohnformen ergänzen. Die 259 Wohnungen der Siedlung sind je zur Hälfte in neugeschossigen Hochhäusern und in zweigeschossigen Reihenhäusern untergebracht



Urlaubssparen für alle Mitarbeiter

In diesem Jahr erfüllte sich ein langgehegter Wunsch der Belegschaft: Der Aufsichtsrat der Hoesch AG stimmte im Januar zu, das Urlaubssparen auch für die Mitarbeiter des Bergbaus und der weiterverarbeitenden Gesellschaften einzuführen. Unsere Mitarbeiter erhalten nunmehr ein über das andere Jahr ein Feriengeld in Höhe von DM 408; bei der Westfalenhütte werden jährlich DM 204 ausbezahlt. Das Feriengeld setzt sich zur einen Hälfte aus Sparbeiträgen der Belegschaftsmitglieder, zur anderen Hälfte aus dem Beitrag der Gesellschaft zusammen. Jeder zweite unserer Mitarbeiter hat bereits in diesem Jahr die Urlaubskosten zu einem wesentlichen Teil mit diesem Urlaubsgeld bestreiten können





chrott mit zwei Chargierkränen in den
hohen Schmelzofen. Tarnen des

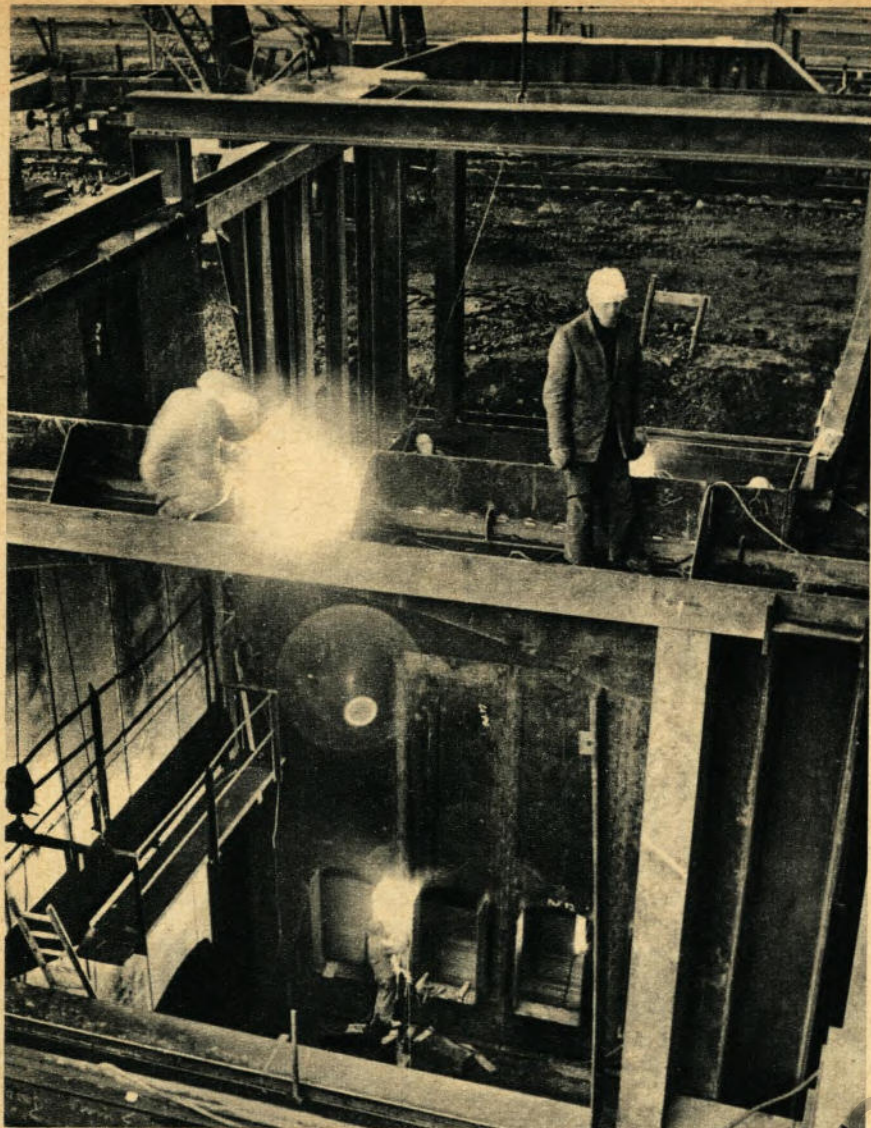
◀ Für den vierten Siemens-Martin-Ofen mußte die Halle des Stahlwerks 3 auf 240 Meter Länge erweitert werden. Unser Bild vermittelt einen Eindruck von der schweren Konstruktion der Trägersaubtoren. Sie müssen nicht nur das Hallendach tragen, sondern auch dem Druck der Kranbahnen und des belasteten Kranes selbst mit einem Gesamtgewicht bis zu 1 800 Tonnen standhalten.

Zwischen Schmelze und Abstich

wird der Schrott mit zwei Chargierkränen in den Ofen gefahren. Sogenannte Torpedopfannen bringen auf einer drei Kilometer langen Eisenbahnfahrt das flüssige Stahleisen von den Hochöfen zum Stahlwerk 3. Eine für die entsprechende Schmelze festgelegte Menge Stahleisen wird in eine Kippfanne abgefüllt und anschließend in den Ofen entleert. Nach insgesamt sieben bis acht Stunden kann die fertige Schmelze in eine Gießfanne abgestochen werden. In der Gießhalle wird die Schmelze in 20 bis 30 Brammenkokillen vergossen. Je vier von ihnen stehen auf einem Spezialwagen. Wenn die Blöcke erstarrt sind, fährt der Zug zur Stripperhalle, die in einer Entfernung von 400 Metern an die Tiefofenanlage des Breit-

▼ Diese Grundrißskizze gibt einen Überblick über die Ausbaustufen des Stahlwerks 3 der Westfalenhütte. In der mittleren Halle ist zu erkennen, wie die vier Öfen angeordnet sind





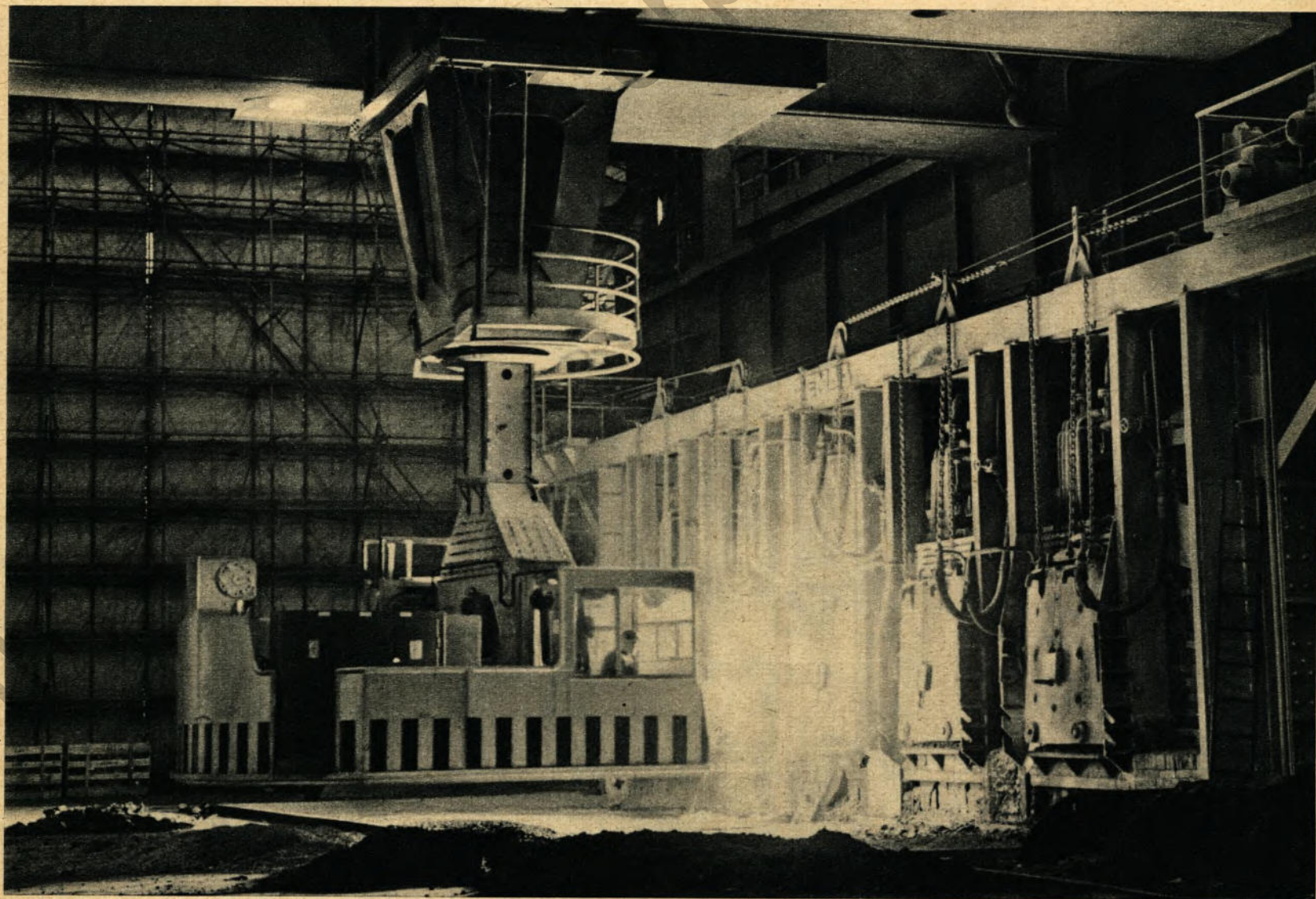
bandwalzwerkes anschließt. Dort werden die Kokillen abgezogen und die glühenden Blöcke in die Tiefofen eingesetzt.

Mit Absicht nicht vollautomatisch

Die 50 Mann starke Belegschaft für den dritten Ofen des neuen Werkes kam im Juni 1961 von unserem Martinwerk 1. Auch die Besatzung für den vierten Ofen wird in gleicher Stärke aus der ehemaligen Belegschaft des nunmehr stillgelegten Martinwerkes kommen. Die Männer sind im Augenblick noch in anderen Betrieben der Hütte beschäftigt.

Die Arbeitsvorgänge im Schmelz- und Gießbetrieb wurden weitestgehend rationalisiert. So bedienen beispielsweise nur drei Schmelzer einen der neuen 200-Tonnen-Öfen, die gleiche Anzahl wurde auch schon an den kleinen Öfen im Werk 1 benötigt. Aus dieser Tatsache geht weiter hervor, daß nicht beabsichtigt war, das Stahlwerk 3 völlig zu automatisieren. „Wir glauben“, so sagte uns Betriebschef Ernst Wiegand, „daß es richtig ist, dem ersten Schmelzer oder dem Oberschmelzer die Entscheidungen zu überlassen und nicht nur die Kontrolle der automatisch verlaufenden Vorgänge. Wenn auch dem Schmelzer ein großer Teil früherer Handarbeit abgenommen wurde, so muß er doch während der ganzen Schicht mit voller Aufmerksamkeit seinen Ofen so führen, daß eine möglichst hohe Leistung mit niedrigem Brennstoffverbrauch und geringem Ver-

◀ Zu diesem Foto richtete sich unsere Kamera von der Höhe der Ofenbühne in den Unterofen des neuen Ofens 4, der hier noch montiert wird, aber im April schmelzbereit sein soll



schleiß der Ofenzustellung erzielt wird. Dabei muß die Abstichttemperatur für den Stahl, die etwa bei 1600 Grad liegt, auf zehn Grad genau getroffen werden."

Die Halle jetzt 240 Meter lang

Für den dritten Ofen wurden alle vier Hallen (Schrott-, Ofen-, Gieß- und Kokillenhalle) um ein Feld von 36 Metern Länge vergrößert. Der vierte Ofen machte es erforderlich, daß die Hallen noch einmal um 36 Meter erweitert wurden, außerdem kommt ein Feld von 24 Metern Länge am Ende des Betriebes hinzu. Die mächtige Halle des ausgebauten Werkes hat damit eine Gesamtlänge von 240 Metern erreicht.

Einer schweren Brückenkonstruktion gleichen die Trägeraufbauten für die neuen Hallenteile. Einige Beispiele mögen zeigen, welche Lasten bewegt und montiert werden mußten: Die Stahlkonstruktion für den Bau über dem Ofen 3 hat ein Gewicht von 3794 Tonnen, die Ofenbühne wiegt 600 Tonnen. Daß die Hauptstützen so stark sein müssen, lernen wir verstehen, wenn wir erfahren, daß sie einem ständigen Druck von 600 Tonnen ausgesetzt sind, der bis auf 1800 Tonnen ansteigt, wenn ein belasteter Kran anfährt. Bei einer Rheinbrücke – zum Vergleich – rechnen die Konstrukteure für Pfeiler einer Brücke mit großer Stützweite mit einer Verkehrsbelastung von etwa 10000 Tonnen.

Ganze Bauzeit ohne Unfall

Die sehr umfangreichen Montagearbeiten für den dritten Hallenteil wurden in der Zeit von November 1960 bis Mai 1961 bewältigt, das vierte Feld wächst seit dem 15. Juli 1961 und soll im Februar dieses Jahres vollendet sein. Während der Monate mit günstiger Witterung waren über 300 Mann auf der Baustelle für den Ofen 3 beschäftigt. Stolz konnten die beteiligten Firmen feststellen, daß sich während der ganzen Bauzeit kein Unfall ereignete. Es waren 547 Tonnen Stahl, 6750 Kubikmeter Beton und 11700 Quadratmeter Holz für Schalungen verbaut worden.

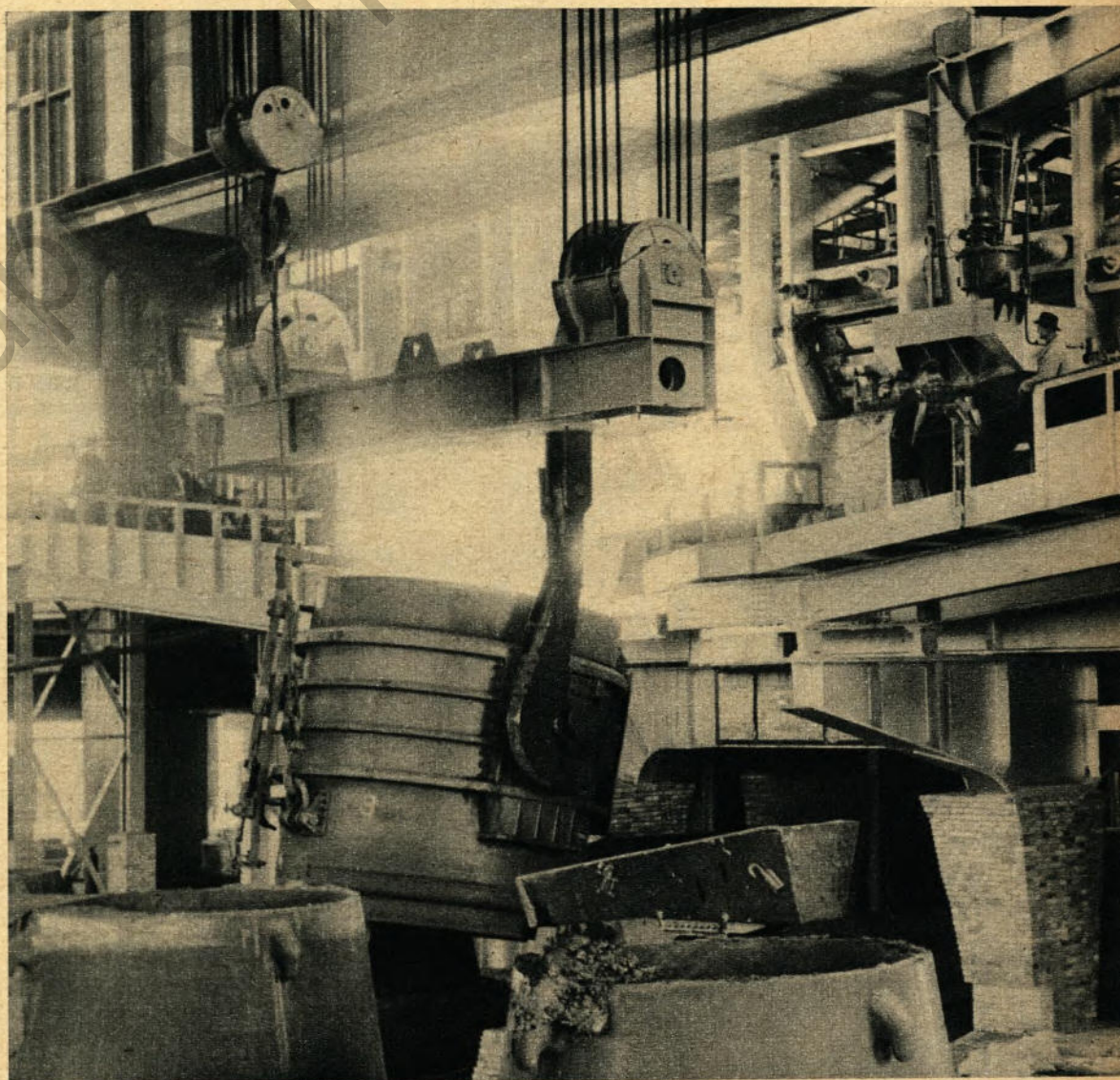
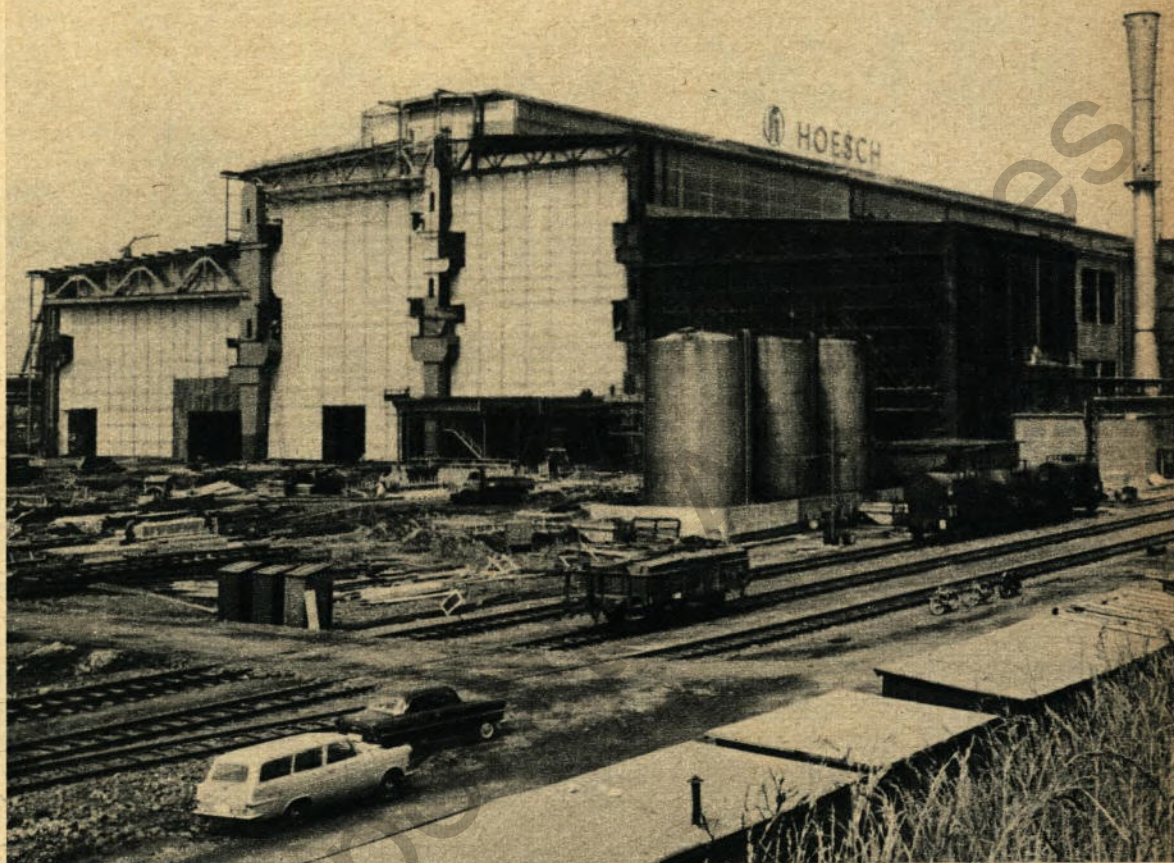
65000 Tonnen SM-Stahl im Monat

Das erweiterte Stahlwerk 3 liefert den erzeugten Stahl fast ausschließlich für unser Breitbandwalzwerk. Dort wird er zu Bändern ausgewalzt, die anschließend zum großen Teil im Kaltwalzwerk gewalzt werden. Mit einer Belegschaft von 250 Mann für alle Schichten kann das ausgebaut Stahlwerk 3 noch in diesem Frühjahr, wenn auch Ofen 4 in Betrieb genommen ist, monatlich durchschnittlich 65000 Tonnen Siemens-Martin-Stahl erzeugen. Damit wird das Stahlwerk 3 auch den Aufgaben der Zukunft gewachsen sein.

Bild rechts oben: Während die vier Hallen des Stahlwerks 3 für den Einbau des vierten Ofens um ein weiteres Feld – auf unserem Bild nach links – erweitert wurden, schützte eine Kunststoffwand die Arbeitsvorgänge an den drei bestehenden Öfen vor Wind und Regen

Bild rechts: Ofen 3 wird abgestochen. Eine 200-Tonnen-Gießpfanne nimmt den Stahl auf. Unser Blick fällt auf die Abstichseite der Ofenbühne. Im Vordergrund stehen zwei Schlackenhauben. Von dem Augenblick, da die Torpedopfannen das flüssige Stahleisen von den Hochöfen zum Stahlwerk 3 brachten, sind bis zum Abstich sieben bis acht Stunden vergangen

◀ *Der neue Chargierkran fährt eine Mulde mit Schrott in den Ofen 3, der im Juni 1961 zum erstenmal abgestochen wurde. Im Hintergrund erkennen wir die Kunststoffwand an der Stirnseite der Ofenhalle, hinter der das neue Feld für den vierten Ofen angebaut wurde*





MFD
Baujahr 1961
Tragfähigkeit
300/801

50t

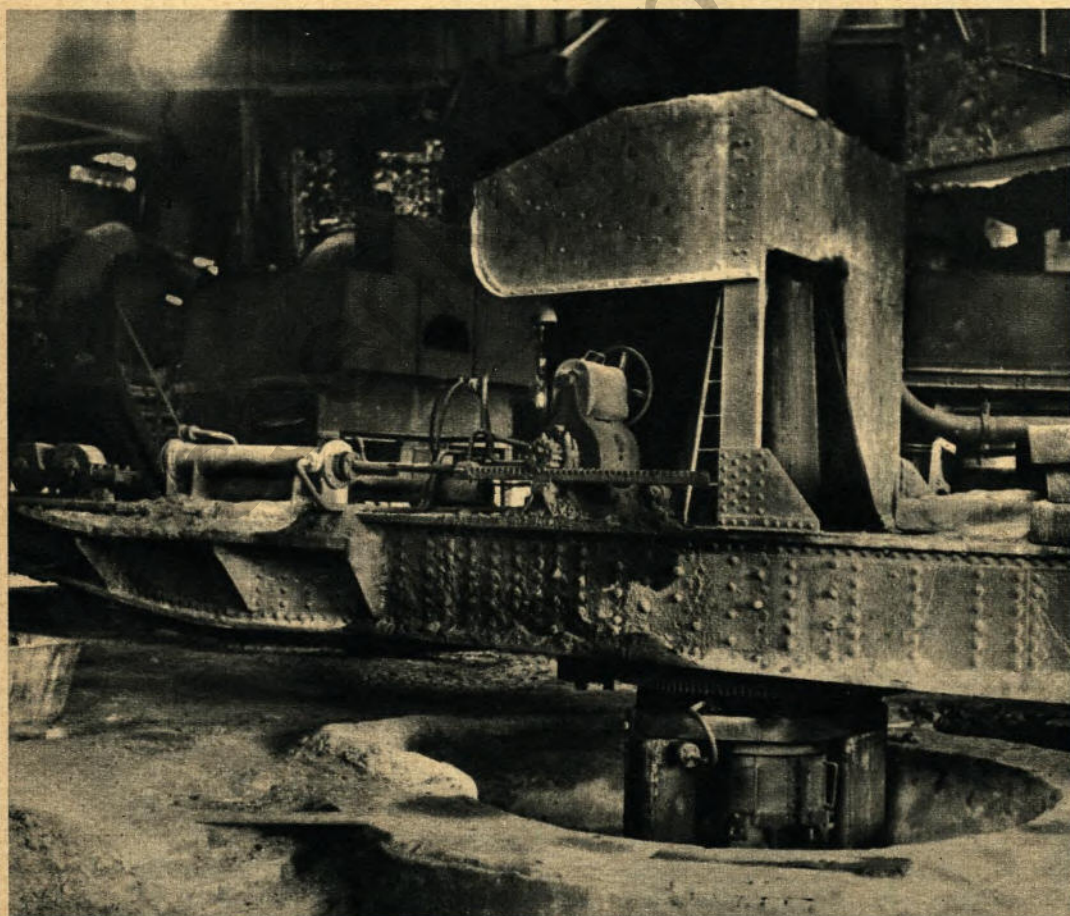
191

464

Helfer bei schwerer Arbeit

Krane der Maschinenfabrik Deutschland

◀ Achtzig Jahre technischer Entwicklung liegen zwischen dem alten Kran und diesem Gießkran, dem schwersten Kran, den die Maschinenfabrik Deutschland bislang baute. Er arbeitet im Siemens-Martin-Stahlwerk 3 der Westfalenhütte und kann – mit dem Hilfshub – 380 Tonnen heben!



Zu den ersten Maschinen, die der Mensch ersann, gehörten zweifellos die, die ihm halfen, Lasten zu heben und zu bewegen. Wie alt und bedeutsam sie dem Menschen erschienen, zeigen die von Mönchen geschriebenen und illustrierten Bibeln aus dem Mittelalter, deren Bilder vom Turmbau zu Babel ohne liebevoll gezeichnete Krane gar nicht denkbar sind. Unsere Abbildung ist ein schönes Beispiel aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, das auf dem himmelstürmenden Bauwerk zwei von Treträdern betriebene Auslegerkrane zeigt, die ihre Lasten mit Steinzangen, Haken und Schlingseilen auf die Turmspitze heben.

Seit 79 Jahren arbeitet dieser MFD-Kran!

Freilich, beim Turmbau zu Babel gehörte unsere Maschinenfabrik Deutschland noch nicht zu den Kranherstellern, doch ohne Spaß: lange bevor Robert Koch die Bazillen als Krankheitserreger entdeckte und Daimler das erste Auto baute, entstanden schon Krane bei der Maschinenfabrik Deutschland, die sich seit ihrer Gründung im Jahre 1872 mit den vielfältigen Aufgaben beschäftigt, die es im Kranbau zu lösen gibt.

Wie gut die Arbeit der MFD seit eh und je ist, erfuhren vor einigen Wochen unsere Richtmeister, als sie in Duisburg-Ruhrort einen neuen Kran montierten. Der Kunde zeigte ihnen zu ihrer nicht geringen Verwunderung im alten Thomaswerk einen MFD-Kran, der aus dem Jahr 1883 stammt und heute noch arbeitet. Ohne Schaden hat er das Kaiserreich, die Weimarer Republik und das Tausendjährige Reich überdauert!

Dieses Beispiel für die Qualität der MFD-Erzeugnisse steht aber nicht so einsam da, wie man vielleicht vermutet. Das alte Kommissionsbuch, das die MFD-Leute wie ihren Augapfel hüten und in dem alle gelieferten Maschinen verzeichnet sind, muß auch heute noch immer wieder anzeigen, wo man nach den Bauplänen zu suchen hat, wenn ein Kunde anruft, der einen uralten MFD-Kran reparieren lassen will.

▼ In mittelalterlichen Büchern tauchen die ersten bildlichen Krandarstellungen auf.

Unser Bild stammt aus der Weltchronik des Rudolf von Ems und entstand in der Mitte des 13. Jahrhunderts.

Deutlich sind zwei mit Treträdern betriebene Auslegerkrane zu erkennen, die das Baumaterial mit Hilfe von „Klauen“ und Seilen emporheben



Hydraulische Krane

117

Nr.	Art.	Grö.	Werkst.	Verf.	Platz	Firma und Lieferdatum
11	1883	6 m	Stahl	1883	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
12	1884	6 m	Stahl	1884	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
13	1885	6 m	Stahl	1885	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
14	1886	6 m	Stahl	1886	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
15	1887	6 m	Stahl	1887	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
16	1888	6 m	Stahl	1888	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
17	1889	6 m	Stahl	1889	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
18	1890	6 m	Stahl	1890	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
19	1891	6 m	Stahl	1891	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
20	1892	6 m	Stahl	1892	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
21	1893	6 m	Stahl	1893	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
22	1894	6 m	Stahl	1894	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
23	1895	6 m	Stahl	1895	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
24	1896	6 m	Stahl	1896	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
25	1897	6 m	Stahl	1897	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
26	1898	6 m	Stahl	1898	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
27	1899	6 m	Stahl	1899	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
28	1900	6 m	Stahl	1900	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
29	1901	6 m	Stahl	1901	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
30	1902	6 m	Stahl	1902	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
31	1903	6 m	Stahl	1903	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
32	1904	6 m	Stahl	1904	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
33	1905	6 m	Stahl	1905	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
34	1906	6 m	Stahl	1906	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
35	1907	6 m	Stahl	1907	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
36	1908	6 m	Stahl	1908	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
37	1909	6 m	Stahl	1909	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
38	1910	6 m	Stahl	1910	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
39	1911	6 m	Stahl	1911	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
40	1912	6 m	Stahl	1912	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
41	1913	6 m	Stahl	1913	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
42	1914	6 m	Stahl	1914	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
43	1915	6 m	Stahl	1915	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
44	1916	6 m	Stahl	1916	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
45	1917	6 m	Stahl	1917	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
46	1918	6 m	Stahl	1918	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
47	1919	6 m	Stahl	1919	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
48	1920	6 m	Stahl	1920	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
49	1921	6 m	Stahl	1921	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
50	1922	6 m	Stahl	1922	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
51	1923	6 m	Stahl	1923	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
52	1924	6 m	Stahl	1924	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
53	1925	6 m	Stahl	1925	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
54	1926	6 m	Stahl	1926	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
55	1927	6 m	Stahl	1927	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
56	1928	6 m	Stahl	1928	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
57	1929	6 m	Stahl	1929	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
58	1930	6 m	Stahl	1930	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
59	1931	6 m	Stahl	1931	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
60	1932	6 m	Stahl	1932	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
61	1933	6 m	Stahl	1933	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
62	1934	6 m	Stahl	1934	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
63	1935	6 m	Stahl	1935	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
64	1936	6 m	Stahl	1936	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
65	1937	6 m	Stahl	1937	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
66	1938	6 m	Stahl	1938	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
67	1939	6 m	Stahl	1939	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
68	1940	6 m	Stahl	1940	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
69	1941	6 m	Stahl	1941	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
70	1942	6 m	Stahl	1942	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
71	1943	6 m	Stahl	1943	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
72	1944	6 m	Stahl	1944	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
73	1945	6 m	Stahl	1945	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
74	1946	6 m	Stahl	1946	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
75	1947	6 m	Stahl	1947	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
76	1948	6 m	Stahl	1948	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
77	1949	6 m	Stahl	1949	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
78	1950	6 m	Stahl	1950	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
79	1951	6 m	Stahl	1951	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
80	1952	6 m	Stahl	1952	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
81	1953	6 m	Stahl	1953	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
82	1954	6 m	Stahl	1954	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
83	1955	6 m	Stahl	1955	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
84	1956	6 m	Stahl	1956	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
85	1957	6 m	Stahl	1957	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
86	1958	6 m	Stahl	1958	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
87	1959	6 m	Stahl	1959	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
88	1960	6 m	Stahl	1960	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
89	1961	6 m	Stahl	1961	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
90	1962	6 m	Stahl	1962	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
91	1963	6 m	Stahl	1963	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
92	1964	6 m	Stahl	1964	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
93	1965	6 m	Stahl	1965	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
94	1966	6 m	Stahl	1966	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
95	1967	6 m	Stahl	1967	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
96	1968	6 m	Stahl	1968	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
97	1969	6 m	Stahl	1969	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
98	1970	6 m	Stahl	1970	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
99	1971	6 m	Stahl	1971	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland
100	1972	6 m	Stahl	1972	14. Sept.	Maschinenfabrik Deutschland

Seit ihrer Gründung im Jahre 1872 baut die Maschinenfabrik Deutschland Krane. Wie gut und dauerhaft diese Krane sind, beweist unser Foto links: es zeigt einen MFD-Kran aus dem Jahr 1883, der nunmehr 79 Jahre in einem Thomaswerk in Dienst steht. Im alten Kommissionsbuch (oben) fanden wir den 79 Jahre alten Kranveteranen unter der Nr. 11 mit dem Lieferdatum: 14. September 1883. Sein Ausleger ist sechs Meter lang, und seine Tragkraft beträgt sechs Tonnen

Die Größe neuzeitlicher
Müttenkrane – wie sie unsere
Maschinenfabrik Deutschland
vor allem baut –
veranschaulicht auch diese
Zange eines
MFD-Stripperkrans, die
allein weit größer
als ein Mensch ist

Bestellvorschrift von dreißig Seiten

Doch ohne Zweifel hat sich viel während der neunzig Jahre geändert, in denen die Maschinenfabrik Deutschland besteht. Immer mehr fordert der Kunde: die zu hebenden Lasten werden schwerer und schwerer, die Arbeitsgänge sind vielseitiger und zahlreicher, die Unfall-sicherheit verlangt ihr Recht, und über allem darf das Krangewicht nicht ins – buchstäblich – Untragbare steigen.

Unsere MFD-Konstrukteure, die während der vergangenen neunzig Jahre einen unbezahlbaren Erfahrungsschatz sammelten, wissen ein Lied davon zu singen, wie schwer es ist, alle diese Forderungen zu vereinen. Wünscht ein Kunde ein Angebot auf einen Kran, so schickt er heute nicht selten eine Bestellvorschrift, die dreißig Seiten und mehr umfaßt. Doch auch das Gegenteil geschieht: Der Kunde möchte Preis, Gewicht und Liefertermin ohne die notwendigsten Angaben wissen, zu denen doch an erster Stelle der Aufschluß über die ge-

wünschte Tragkraft, über die nötige Arbeitsgeschwindigkeit und über den erforderlichen Arbeitsbereich des Krans gehören.

Drei Begriffe aus dem Kranbau

Tragkraft, Arbeitsgeschwindigkeit und Arbeitsbereich – halten wir bei diesen drei Begriffen, die im Kranbau immer wieder auftauchen, eine Weile inne. Tragkraft und Geschwindigkeit haben die Techniker genormt. So zeigt die Tabelle für die in Tonnen ausgedrückte Tragkraft verschiedener Krantypen folgende Zahlen-sprünge: 8, 10, 12½, 16, 20, 32, 50, 80, 100, 125, 160, 200, 250. An ihrem Ende steht der 300-Tonnen-Kran, der zwei D-Zug-Lokomotiven mit Kohlentender heben kann!

Bei den Arbeitsgeschwindigkeiten heißt es, unter verschiedenen Geschwindigkeiten zu unterscheiden. Da ist zunächst die „Kranfahrt“, unter der der Kranbauer die Geschwindigkeit versteht, mit der der Kran durch die Halle fährt. Hinzu tritt die „Katzfahrt“, die Geschwindigkeit, mit der die Katze – das Hebezeug mit dem Wagen – auf den Kranträgern entlangrollt. Nun folgt die „Hubgeschwindigkeit“, mit der die Lasten gehoben werden sollen und die je nach Kranart sehr unterschiedlich sein kann. So genügt eine Geschwindigkeit von ein bis zwei Meter in der Minute für einen Kran, der bei Reparatur- oder Montagearbeiten schwere Maschinenteile nicht sehr weit zu bewegen hat, während ein Tiefofenkran, der glühende Stahlblöcke möglichst schnell weitertragen soll, mit zwanzig bis dreißig Meter in der Minute den Stahlblock aus dem Ofen zieht und mit hundert bis hundertzwanzig Meter in der Minute durch die Werkshalle „saust“. Dieses Beispiel des Tiefofenkrans zeigt uns zugleich, daß es noch viele andere Bewegungen für einen Kran von heute geben kann: so muß sich die Zange des Tiefofenkrans öffnen und schließen und drehen. Machen wir uns darüber hinaus klar, daß für jede dieser vielfältigen Bewegungen ein eigener Antrieb notwendig ist, können wir verstehen, welch kompliziertes Gebilde ein neuzeitlicher Kran ist.

Dennoch darf der Konstrukteur nicht allein an die technische Vollendung denken: seinen Träumereien von vollkommener Konstruktion bereiten die Gegebenheiten der Halle, in der der Kran eines Tages arbeiten soll, oft ein böses Erwachen. Wie sind die Maße der Halle?

Welches Krangewicht kann die Kranbahn und Hallenkonstruktion tragen? Wie erreicht man, daß der Kran überall hinkommt, wo er gebraucht wird?

An all diese und noch viele andere Dinge müssen zuerst die „Angebotsingenieure“ unserer MFD denken, bevor sie an die Arbeit gehen können. Übersehen sie endlich Ausmaß und Grundkonstruktion des Krans, haben sie im Gespräch mit dem Kunden erfragt, was darüber hinaus noch wichtig ist und überlegt, woher und zu welchen Terminen sie die notwendigen Einzelteile beziehen können, so legen sie als Abschluß ihrer Arbeit ein ausführliches Angebot vor.

Vom Reißbrett zur Werkstatt

Viel Arbeit ist also bereits geleistet, bevor überhaupt ein Auftrag erteilt wird. Und doch geht es nach der Auftragsvergabe im Grunde erst richtig los! Nun sind die Konstrukteure, Statiker und Zeichner unseres Technischen Büros an der Reihe. Monatelang dauert ihre Arbeit, bei der sich Entwurf auf Entwurf zu einem wahren Berg von Zeichnungen häuft, bis endlich alles so auf dem Papier steht, wie es später in Wirklichkeit aussehen soll.

Nun heißt es, die elektrische Ausrüstung zu bestellen, Modelle für Stahlgußteile zu bauen, Seile und all das andere Zubehör zu besorgen. Die eingetroffenen Werkstücke müssen in der Bearbeitungswerkstatt gehobelt, gedreht und gefräst werden, und schon fragt die Montagewerkstatt nach den fertigen Einzelteilen. Ist dann der Kran zusammengebaut und die letzte elektrische Leitung installiert, und sind auch die Anstreicher mit ihren Pinseln wieder abgezogen, rückt der Tag nahe, an dem der Kunde unserer Maschinenfabrik Deutschland einen Besuch abstattet, um „seinen“ Kran abzunehmen. Hat der Kran zur Zufriedenheit aller seine Generalprobe bestanden, wird er wieder zerlegt, verschickt und an Ort und Stelle von erfahrenen Richtmeistern aufgebaut.

Monate fleißiger Arbeit sind vergangen. Monate, in denen Männer vieler verschiedener Berufe Hand in Hand gearbeitet und ihr Bestes gegeben haben. Nun ist es soweit: Der Kranführer steigt in sein Führerhaus und steuert zum erstenmal den Koloß durch die Werks-halle...

Der schwerste Kran arbeitet im Stahlwerk 3

Sehen wir ihm zu. Werfen wir einen Blick in unser Siemens-Martin-Stahlwerk 3, in dem seit dem vergangenen Frühjahr der bisher größte MFD-Kran eingesetzt ist. 300 Tonnen kann dieses Ungetüm heben. Das ist nicht zuviel, wenn man weiß, daß die Gießpfanne allein 60 Tonnen wiegt. Ist sie mit flüssigem Stahl gefüllt, kommen 200 Tonnen Gewicht hinzu. Und da der Kranführer diesen gewaltigen Topf auch kippen muß, besitzt der Kran noch einen zusätzlichen Hilfshub, der allein 80 Tonnen bewältigt. Auf sechzehn ein Meter großen Laufrädern rollt dieser Gießkran durch die Halle. An zwei riesigen Haken hängt die Pfanne, die der Kranführer von seinem vollklimatisierten Führerhaus – das in gleicher Höhe wie die Pfanne im „Schachtgerüst“ untergebracht ist – haargenau steuern kann. Leicht, als wäre es ein Kinderspiel, läßt er die gefüllte Pfanne vom Ofen zu den in langer Reihe bereitstehenden Kokillen gleiten. Zentimetergenau über dem Steigrohr hält er seine Last an. Und dann schießt der Stahl in armdickem weißgoldenem Strahl in den Eingußtrichter...

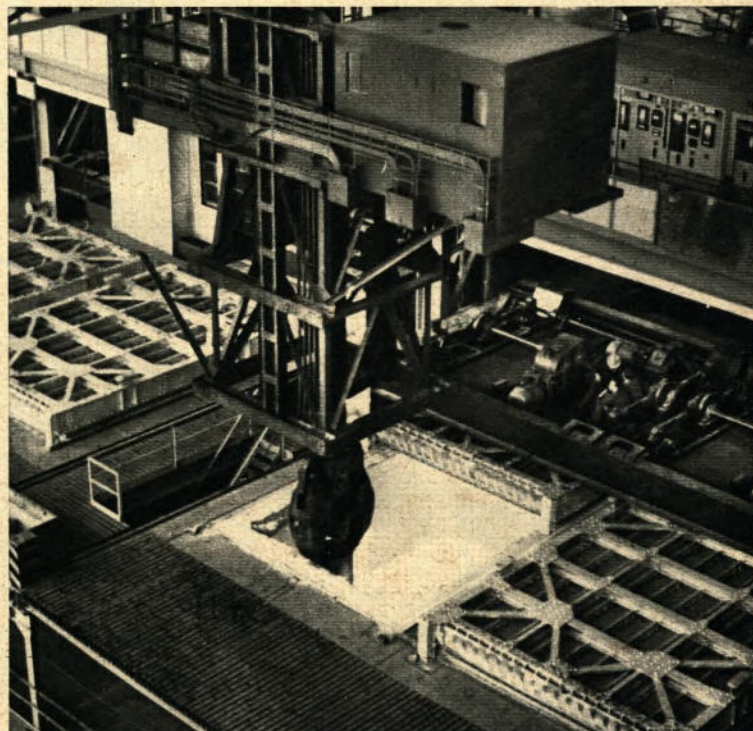


▲ Kein unbefangener Leser käme darauf, daß dieses Bild im Innern eines der beiden Kranträger unseres Riesengießkrans im SM-Stahlwerk 3 entstand!



◀ Jeder Kran ist für seine Aufgabe konstruiert. Hier ein MFD-Zangenkran, der bei den Hüttenwerken in Salzgitter Brammen transportiert

▼ Ein anderes Beispiel ist dieser MFD-Tiefofenkran, der bei Phönix-Rheinrohr die auf Walztemperatur zu erwärmenden Blöcke in den Tiefofen stellt



Nicht Kampf - sondern gemeinsame Verantwortung



Mitgliederversammlung der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände tagte in Bad Godesberg

„Beachten wir den alten Grundsatz: Sozial ist nicht der, der mit vollen Händen gibt, sondern wahrhaft sozial ist der, dessen Tun und Lassen der Gedanke beherrscht: wie sichere ich für alle und nicht nur für mich und meinen kleinen Kreis eine gesunde Wirtschaft, einen Schutz vor Krisen, eine gesicherte Arbeitsmöglichkeit in Freiheit und Frieden!“ Mit diesen Worten kennzeichnete Dr. h. c. Hans-Constantin Paulssen, der wiedergewählte Präsident der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, während der Jahrestagung des Verbandes in Bad Godesberg seine Ansicht über die Aufgaben der Sozialpolitik.

Aus eigenem Entschluß und in freier Verantwortung

Dr. Paulssen wies in seinem Referat wiederholt darauf hin, daß Arbeitgeberverbände wie Gewerkschaften dem politischen Leben angehörten und somit auch staatspolitische Aufgaben und Verantwortlichkeiten übernommen hätten. Oberstes Ziel auch der Lohnpolitik müsse es sein, das Vertrauen in die Stabilität des Geldwertes zu erhalten. Seiner Ansicht nach sei jetzt der Zeitpunkt erreicht, an dem alle künftigen Schritte auf dem Gebiet der Lohnpolitik sorgfältig abzuwägen seien, da sich die Lohnpolitik seinen Worten nach in jüngster Zeit immer mehr „von ihren volkswirtschaftlichen Zusammenhängen gelöst“ habe. Auch in den Reihen der Unternehmer fehle vielfach die Erkenntnis, wie gefährlich eine solche Entwicklung sei: Viele Arbeitgeber hätten durch die Erhöhung der Effektivlöhne über die Tariflöhne hinaus das Problem wesentlich verschärft.

Kein Anlaß, die Mitbestimmung zu erweitern

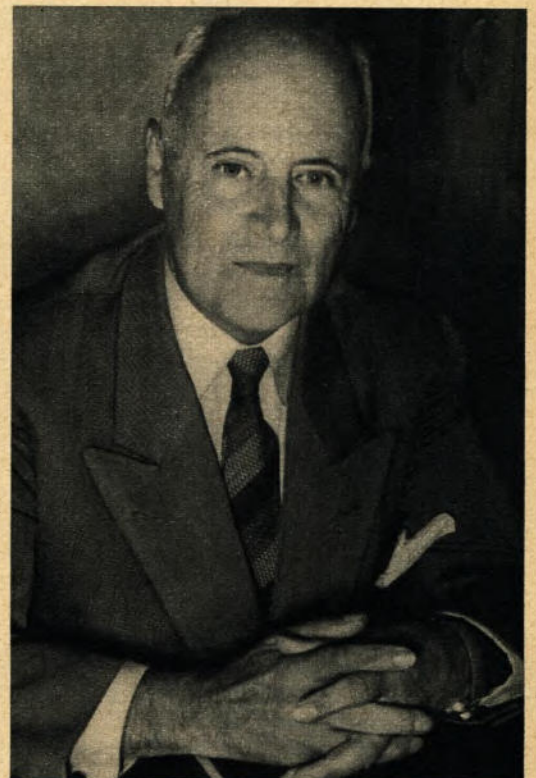
Dr. Paulssen nahm auch zur Mitbestimmung Stellung. Er erklärte, daß die Arbeitnehmer in Deutschland in der Nachkriegszeit weitgehende Mitwirkungsrechte zuerkannt erhalten hätten. Eine Notwendigkeit, diese Mitbestimmung aus-

zuweiten – etwa im Sinne der Mitbestimmungsgesetze bei Kohle und Stahl –, sei nicht gegeben.

Vertrauen in die Währung erhalten

Dr. Paulssen hob den dringenden Wunsch der Arbeitgeber hervor, daß sich der Bundestag bald der unerledigten Aufgaben auf dem Gebiet der Sozialpolitik annehmen möge. Trotz der Gesetzesflut – der vergangene Bundestag

▼ Der wiedergewählte Präsident der Vereinigung, Dr. h. c. Hans-Constantin Paulssen, hob in seinem Referat die gemeinsame staatspolitische Verantwortung der Arbeitgeberverbände und der Gewerkschaften besonders hervor



verabschiedete 426 Gesetze und befaßte sich mit über 1500 Entwürfen – seien wichtige Vorhaben nicht abgeschlossen. In diesem Zusammenhang betonte er, daß die Arbeitgeber trotz mancher Bedenken das Gesetz zur Förderung der Vermögensbildung der Arbeitnehmer gut aufgenommen hätten. Alle Maßnahmen der Eigentumspolitik könnten aber nur dann erfolgreich sein, wenn das Vertrauen in die Währung erhalten bliebe.

Dr. Paulssen schloß seine Ansprache mit dem Hinweis, daß wir uns davor hüten sollten, das berechtigte Streben nach Sicherheit und wachsendem Wohlstand so auf die Spitze zu treiben, daß der einzelne immer mehr die Möglichkeit und den Willen verliere, sein Leben frei in eigener Verantwortung zu gestalten. Manchmal seien eben auch unpopuläre Maßnahmen im wohlverstandenen Interesse aller nötig. Man dürfe zweifellos mehr als bisher darauf vertrauen, daß die große Mehrheit unseres Volkes die Notwendigkeit und Richtigkeit dieser Maßnahmen einsehen werde.

Bundesrepublik an der Spitze der westlichen Industriestaaten

Im Jahresbericht 1961 der Bundesvereinigung forderte auch Dr. Erdmann als geschäftsführendes Präsidialmitglied angesichts des langsameren konjunkturellen Wachstums und nicht zuletzt wegen der großen zusätzlichen politischen Verpflichtungen, die zu Lasten des Sozialproduktes auf die Bundesrepublik zukämen, Zurückhaltung auf dem Gebiet der Lohn- und Tarifpolitik.

Dr. Erdmann wies nach, daß die Bruttolöhne und -gehälter je Kopf der Bevölkerung in den Jahren 1950 bis 1960 nominell um 109 v.H. und real um 73 v.H. gestiegen seien. Die Bundesrepublik stehe damit an der Spitze aller westlichen Industriestaaten. Zudem hätten sich die realen Stundenverdienste der Arbeiter im ersten Halbjahr 1961 um mehr als 8 v.H. erhöht. Er wies ferner darauf hin, daß die öffentlichen Sozialausgaben in den Jahren 1949 bis 1960 von 10,3 Milliarden DM auf 38,7 Milliarden DM angestiegen seien. Im Jahr 1961 würden sie sich auf wahrscheinlich vierzig Milliarden DM erhöhen. Auch diese Entwicklung zwingt zur Vorsicht.

Tarifautonomie erhalten

Dr. Erdmann betonte besonders eindringlich, daß die Rechtsordnung der Bundesrepublik den Tarifpartnern eine Selbständigkeit und eigene Verantwortung wie in kaum einem anderen Land der westlichen Welt übertragen habe. Im Gegensatz zu fast allen anderen Ländern erhalte diese Rechtsordnung keinerlei Bestimmungen, die irgendeiner staatlichen oder vom Staat beeinflussten Instanz das Recht zum Eingreifen gegenüber den autonomen Tarifpartnern gewährten. Nur eine sinnvolle Lohn- und Tarifpolitik könne den Bestand dieser Tarifautonomie sichern.

Schon die Regierungserklärung vom Oktober 1957 habe zum Ausdruck gebracht, daß „die Freiheit der Sozialpartner bei der Gestaltung der Lohn- und Arbeitszeitfragen ihre Grenzen in dem für das allgemeine Wohl wirtschaftlich Tragbaren“ habe und daß „das Gemeinwohl des deutschen Volkes immer oberstes Gebot auch für Unternehmer und Arbeitnehmer“ sein müsse.

Wir laden ein zum Hoesch-Steckenpferdturnier 1962

Eigentum
Hoesch-Archiv, Dortmund
Bibliothek

Vergessen war das mitunter beängstigende Getriebe der vergangenen Tage. Alle Pakete waren ausgepackt, vielen Bildern waren neue Rahmen angepaßt, die Beleuchtung der Diapositive machte keinen Ärger mehr, die Glasplatten lagen über den Schaukästen, und jede ausgestellte Arbeit hatte ihre Nummer.

Hundertundzwanzig Steckenpferdreiter warteten auf den großen Augenblick, in dem ihre sechshundert Arbeiten den Arbeitskameraden, der Verwandtschaft, den Freunden und Bekannten dargeboten werden sollten, kritischen und neugierigen, belustigten und gespannten, freundlichen und prüfenden Blicken.

Es gab aber auch nahezu alles zu sehen, was an Liebhabereien ausdenkbar ist. Anfängen von Zeichnungen, Aquarellen und Ölbildern über winzige Bohrmaschinen, gehäkelte Decken, geschmiedete Leuchter bis zu Plastiken und Sammlungen fehlte kein Steckenpferd. Etwa dreimal soviel Aussteller wie bei dem ersten Hoesch-Steckenpferdturnier waren diesmal mit etwa doppelt so vielen Arbeiten vertreten.

So war es vor vier Jahren! Wie wird es 1962 sein? Wieviel Aussteller werden wir beim dritten Hoesch-Steckenpferdturnier im Herbst dieses Jahres zählen können? Alle unsere Belegschaftsmitglieder sind auch diesmal wieder herzlich eingeladen. Niemand soll fehlen – denn es geht ja nicht darum, eine Kunstausstellung aufzubauen, sondern vor allem um den Anreiz, den die vielseitigen Liebhabereien unserer Belegschaftsmitglieder auf die noch immer Abseitsstehenden ausüben. Wir möchten, daß alle unsere Mitarbeiter das verstehen, was Dr. Koch meinte, als er 1955 unser erstes Steckenpferdturnier eröffnete: „Das Steckenpferd schützt geradezu vor Einseitigkeit in Wissen – und damit, so möchte ich behaupten – in der Gesinnung.“

Wie steht es mit Ihnen? Wollen nicht auch Sie mitmachen?

WINTER FERIEN

LEICHT GEMACHT

Freizeiten der Jugendpflege locken
in den Schnee

Der Winterurlaub kann erholsamer sein als eine Reise im heißen Sommer. Für viele junge Menschen hat auch der „weiße Sport“ besondere Anziehungskraft. Aber woher sollen sie nach kurzem Entschluß die teure Schiausrüstung nehmen. Da kommt ihnen die Jugendpflege entgegen. In Dortmund und Hagen zum Beispiel wird es der Jugend verhältnismäßig leicht gemacht, für wenig Geld in schönen Wintersportgebieten an mehrwöchigen Freizeiten teilzunehmen. Außerdem leiht man dort gern Bretter aus.

Bei der Fahrt nach Höfen in Tirol waren im vorigen Jahr auch zwei junge Mitarbeiter von Hoesch dabei. Einer von ihnen, Dieter Hauskötter vom Stahlwerk 3, schrieb diesen Erlebnisbericht:

Die Zeit ist wieder da, um Pläne für einen Winterurlaub zu schmieden. Im letzten Jahr half mir ein Zufall: Werner drückte mir einen Freizeitprospekt der Städtischen Jugendpflege Dortmund in die Hand. Für 160 DM nach Tirol, so hieß das Angebot.

Vier Wochen später fuhr ich mit 25 gleichaltrigen Mädchen und Jungen in einem modernen Reisebus auf der Autobahn nach Süden.

Wir hatten uns bald untereinander angefreundet, und glücklicherweise paßten wir zusammen. In Wuppertal packte Helga die Gitarre aus. Hinter Köln bekam sie durch ein Schifferklavier Verstärkung und durch Roland, den wir nach seinem großen Vorbild „Satchmo“ nannten. Er blies vor Frankfurt sein erstes Trompetensolo. Während der Kaffeepause in Ulm organisierten findige Reisegefährten ein altes Waschbrett und einen Marmeladeneimer. Die „Snow-Boy-Band“ war gegründet! Sie spielte dann auch bei der Ankunft im Jugendgästehaus in Höfen nach der Melodie „Wir haben Hunger“ ein Ständchen.

Bald hatten andere Wünsche den Vorrang. Die weißverschneiten Berge lockten. Hinauf und hinunter kam man nur mit den bisher noch unhandlichen Brettern. Neidisch sahen wir, wie die „alten Hasen“ den Hang hinuntersausten, scheinbar mühelos. Im Schikurs gewannen wir unser Selbstbewußtsein wieder.

Charleston in 2500 Meter Höhe

Unvergessen bleibt der erste Aufstieg zum Gipfel. Zum erstenmal im Winter auf einem über 2000 Meter hohen Berg! Der Schnee glitzert und blendet. Wir schließen die Augen. Um uns herum ist es ganz still. Weit reicht der Blick. Ganz hinten liegt der Grat der Zugspitze. Unser Ziel für morgen!

Die Fahrt geht mit der Seilbahn von Ehrwald zur Wiener-Neustädter-Hütte! Vor uns liegt das Wettersteinmassiv. Mühelos gleiten wir mit der Gondel über Schluchten und Grate hinweg. Die meisten von uns haben die Schier mitgenommen und tummeln sich später auf dem unvergleichlichen Zugspitzplatt. Mittags tanzen wir zum Ausgleich nach den Klängen unserer „Hauskapelle“ Charleston. Nicht jeden Tag hat man Gelegenheit, in 2500 Meter Höhe zu tanzen.

Und dann kommt die Abfahrt! Eigentlich wollten wir durch das berühmte Gatterl. Ein Zöllner hat uns davon abgeraten. Der Schnee sei

„zu faul“, hat er gesagt. Er muß es wissen! Wir fahren ein Stück nach unten. Die Gondel hält nur für uns an. Da sollen wir runter? Aber schon sind wir draußen. Kneifen geht nicht mehr, denn die Gondel entschwebt schon ins Tal. Keine Menschenseele ist in unserer Nähe. Nur zwei Bergraben heben sich schwarz von der weißen Pulverdecke ab. Pedantisch wie die Schulmeister schnallen wir unsere Bretter an. Wer fährt zuerst? Wir knobeln. Das ist Hans zuviel! Kurz entschlossen braust er los und hält 100 Meter tiefer an. Das gibt auch den anderen Mut.

Die bisher schönste, aber auch wildeste Abfahrt beginnt. Linksherum – rechtsherum – Schußfahrt – Sturz – wieder auf und schnell weiter. Fünfzehn Minuten später stehen wir mit weichen Knien und rotem Gesicht im Tal. Begeistert sehen wir uns an.

Nachts um eins bei fünfzehn Grad Kälte

Zwei Tage Schneefall! Wir sitzen im Hause fest. Abends um 22.30 Uhr hört es auf zu

schneien. Skatkarten fliegen in die Ecke. Wie von allen guten Geistern verlassen, beschließen wir eine Nachtwanderung auf Schiern in die Leimbachschlucht. Wir werfen die Rucksäcke über und schnallen die Bretter an. Es ist 15 Grad Kälte – so kalt, daß unsere Nasen rot werden. Der Mond zaubert eine märchenhafte Landschaft. Keiner spricht, und alle hängen ihren Gedanken nach.

Nach 45 Minuten hören wir das Murmeln des Leimbachs, der versteckt unter dem Schnee seinen Weg nimmt. Und jetzt friert keiner mehr. Die Wanderung durch den weichen tiefen Neuschnee hat uns eingeheizt. Der heiße Atem weht uns in einer dichten Fahne um die Köpfe. Während einer kurzen Pause verwandelt sich unsere Schier und Stöcke in Sitzbänke. Aus einem Rucksack kommt Brennholz. Schon knistert ein Feuer. Der Schein läuft über die Gesichter. Abends sitzen wir zusammen im Rasthaus der engen Leimbachschlucht. Der Duft von heißem Grog steigt in die Nasen: „In Dortmund feiern sie jetzt Karneval“, sagt einer. Schon beginnen wir zu schunkeln. „Einmal am Rhein“, singt die

Bande. Und das bei 15 Grad Kälte in einer engen Schlucht in Tirol nachts um ein Uhr.

Am letzten Abend unserer Winterfreizeit sitzen wir in unserem Quartier am Kamin vor einer dampfenden Schüssel Paprikagulasch. Nur das Knistern der Holzscheite ist zu hören. „Mein schönstes Ferienerlebnis“, sagt einer und kaut die letzten Brocken herunter. „Ich habe gute Freunde gefunden.“

Dieter Hauskötter, der diesen Bericht schrieb, will wahrscheinlich auch in diesem Jahr wieder mit der Jugendpflege verreisen.

Die Dortmunder fahren vom 23. Februar bis 11. März 1962 wieder nach Höfen bei Reutte in Tirol, vom 11. März bis 26. März 1962 ins Kanzelwandhaus (1800 Meter) im Kleinen Walsertal und vom 11. März bis 26. März 1962 noch einmal nach Höfen bei Reutte. Die Hagener Städtische Jugendpflege fährt vom 1. Februar 1962 bis 16. Februar 1962, vom 14. Februar bis 28. Februar 1962 und vom 25. Februar bis 11. März 1962 nach Adelboden im Berner Oberland in der Schweiz und in derselben Zeit nach Pedratsches/Dolomiten in Südtirol.



1

1 Dieter Hauskötter ist auch in diesem Jahr wieder mit den Schiern „unterwegs“, die er sich hier im Haus der Jugend in Dortmund bei der Städtischen Jugendpflege ausleiht. Auf unserem Bild sucht er sich bei Ernst Krüger, der die Schier pflegt, die besten aus



2

2 Kurze Rast während einer nächtlichen Schiwanderung in der Leimbachschlucht. Die Holzscheite fangen schnell Feuer, und der gelbe Schein flackert über die Gesichter der Jungen und Mädchen



3

3 Wohlverdiente Ruhe im Schneeferienhaus? Oder Tanzen als Ausgleichssport? Jeder kommt dort zu seinem Recht



BILD DES MONATS

Wie die andern leben



Familie Bünzli aus der Schweiz

Es gab einmal eine Zeit – und sie liegt noch gar nicht lange zurück –, da gehörte es zum guten Ton in unserem Land, sich über die „Pfeffersäcke“, über die satten, zufriedenen Bürger, zu entrüsten. Besonders die Schweiz, eines der kleinsten Länder Europas und zudem im Herzen des Kontinents gelegen, war für uns ein Stein des Anstoßes. Die Bürger dieses freien Landes hatten für die scheinbar so heroische Lebensart ihrer nördlichen Nachbarn wenig Sinn. Ihr Ideal war es nicht, zu marschieren und zu gehorchen, sondern gutgestellte Bürger eines kleinen freien Landes zu sein. Was die Bürger dieses Staates aber bei vielen Menschen – um nur ein Beispiel zu erwähnen – völlig lächerlich machte: sie hielten den Regenschirm für einen so praktischen Gebrauchsgegenstand, daß sie sich nicht einmal scheuten, bei ihrem Gang zur sonntäglichen Wehrübung – schon in Uniform und bewaffnet – sich dieses Schutzes zu bedienen.

Der Wahrheit die Ehre: Ruedi Bünzli hat den Spott, der ihm damals häufig über die Grenze entgegenschallte, mit Gleichmut getragen. Schließlich hatte der Staat, in dem vier Landessprachen nebeneinander bestehen können und so viel Gegensätzliches nebeneinander Platz hat, schon härtere Belastungsproben im Lauf seiner Geschichte erlebt als sie das belustigte nachbarliche Lächeln darstellten.

Ohne Hauptstadt?

Ruedi Bünzli wüßte, wenn er in der Hauptstadt des Schweizer Bundes leben wollte, nicht recht, wo er dann nun seinen Wohnsitz nehmen sollte. Denn eine eigentliche Hauptstadt der Schweiz gibt es nicht. Besser gesagt: es gibt deren mehr als zwanzig. Bern ist Sitz des Bundesrates und der diplomatischen Vertretungen. Hier tagt das Parlament. Das Bundesgericht aber, die oberste rechtliche Instanz des Landes, hat seinen Sitz in Lausanne, das Eidgenössische Versicherungsgericht in Luzern. Zürich ist viel größer als Bern; und auch Basel, Genf

► Daß auch die Schweizer nicht beim Blasen der Alphörner stehengeblieben sind, beweist unser Bericht über das gastliche Land im Süden, in dem Vernunft und Fleiß groß geschrieben werden



und Lausanne sind nicht weniger wichtige Mittelpunkte geistigen Lebens. Selbst Städte wie Winterthur und Neuenburg besitzen eine viel größere kulturelle Strahlungskraft als ihre Einwohnerzahl vermuten ließe. So wohnt Ruedi Bünzli in einer der zwanzig Metropolen des Schweizer Bundesstaates: in Zürich. Er ist einer der drei Millionen deutschsprechenden Schweizer, die neben einer rund eine Million zählenden französisch-, zweihunderttausend italienisch- und etwa fünfzigtausend rätoromanischsprechenden Bevölkerung die fünf Millionen Schweizer ausmachen. Alle Sprachen

► *Geistiger Mittelpunkt der deutschsprachigen Schweiz und zugleich die größte Stadt des Landes ist Zürich mit seinen 430 000 Einwohnern*

▼ *Von den 41 000 Quadratkilometern, die die Schweiz umfaßt, sind nicht weniger als 10 000 Quadratkilometer vollkommen unfruchtbar – zumindest, wenn man an die Land- und Forstwirtschaft und nicht an das Fremden-gewerbe denkt! Unser Bild zeigt Zermatt mit dem durch seine Schönheit weltbekannten Matterhorn, das über 4500 Meter hoch ist und die Täler der südlichen Schweiz steil überragt*



► Ein junges Schweizer Paar in alter Landestracht und zugleich ein Beweis, daß den Schweizern das Temperament über ihrer konservativen Art nicht abhanden gekommen ist

sind in fest umrissenen Sprachgebieten zu Haus, ein Charakteristikum der Vielgestaltigkeit und Vielfalt des Landes, die auch im Landschaftlichen, im Volkscharakter, in den Siedlungsformen und Bauten zu finden sind.

Sprachgewandtes Land

Natürlich spricht Ruedi Bünzli, seines Zeichens kaufmännischer Angestellter in einem Import- und Exportgeschäft, neben seinem Schweizerdeutsch, das nur bedingte Ähnlichkeit mit dem Schriftdeutsch hat, so gut französisch, daß er sich gut verständigen kann. Trotzdem ist er nicht etwa zweisprachig aufgewachsen, sondern seine Französisch-Kenntnisse stammen aus dem Schulunterricht. Freilich hat das Nebeneinander der Sprachen dazu geführt, daß auch Ruedi Bünzli manchen französischen Sprachbrocken in sein Schweizerdeutsch einfließen läßt.

Start ohne Hindernisse

Ruedi Bünzli (38) ist verheiratet. Das gehört sich so. Er hat zwei Kinder, auch das scheint ihm völlig in Ordnung, genauso selbstverständlich übrigens, daß man ein ruhiges Dasein zu führen hat, ohne Eskapaden hier und dort. Ruedi war 29, als er die nicht weniger solide um fünf Jahre jüngere Gertrud heiratete, die Tochter eines kleinen Kaufmanns aus seinem Geburtsort. Das war eine durch und durch solide Partie, und selbstverständlich konnten die Bünzlis gleich eine gut eingerichtete Wohnung beziehen – auf Grund der Mitgift seiner Frau. Das war damals zwar nicht so leicht, denn auch in der Schweiz war wegen der Kriegseinschränkungen der Wohnungsbau hinter dem Bedarf zurückgeblieben. Aber der Ruedi hatte Glück. Vielleicht war es auch nur seine Tüchtigkeit, dieselbe Tüchtigkeit, derselbe kühle Kopf, den seine älteren Landsleute vor und während des Krieges behielten, als sich das ganze Schweizer Volk in seinen Wünschen und Bedürfnissen einschränkte, um seine traditionelle Neutralität und Freiheit verteidigen zu können. Das kostete zwar Geld, ersparte aber viel Blut und bewahrte unersetzliche Werte.

Hoher Lebensstandard

Überhaupt: diese bewaffnete Neutralität und das Herausbleiben aus den großen weltgeschichtlichen Auseinandersetzungen haben nicht zum wenigsten zu dem Lebensstandard beigetragen, dessen sich die Schweizer erfreuen dürfen. Er liegt mit an der Spitze Europas, und so darf sich Ruedi Bünzli über ein jährliches Einkommen von 12000 guten Fränkli freuen. 29 v.H. davon gibt er für Essen und Trinken aus, 10 v.H. für die seriöse Kleidung, die er zu tragen pflegt, und – man höre! – fast 25 v.H. für die Miete. Da er nicht zuletzt am Status seiner Wohnung trotz Auto und anderen Neuerungen gemessen wird, tut ihm die hohe Miete für seine Komfortwohnung nicht leid. Das Leben ist auch sonst teuer. Da er aber gut verdient und sein Anteil, trotz aller Teuerungen, zwar nicht sehr, aber doch stetig steigt, ficht das Ruedi Bünzli nur wenig an.

Sicherheit groß geschrieben

Die reale Kaufkraft seines Einkommens ist im letzten Jahrzehnt bei weitem nicht so angestie-



gen wie in der Bundesrepublik, aber dafür hatte Ruedi Bünzli 1950 einen unvergleichlich höheren Lebensstandard, der mit dem in Westdeutschland überhaupt nicht zu vergleichen war. Obwohl er sich auf Grund seines Einkommens ein gutes Leben leisten könnte, lebt er keineswegs üppig. Viel wichtiger sind ihm Reserven, offene und stille, die ihm das Gefühl einer gewissen Sicherheit geben. Einer „gewissen“ Sicherheit, weil er dem Frieden nie recht zu trauen wagt, dem innerhalb seines eigenen Lebensbereiches genauso wenig wie dem in der Welt. So gehören denn auch die Wehrpflicht und die regelmäßigen Übungen für ihn zu den selbstverständlichen staatsbürgerlichen Pflichten, die er gern erfüllt. Mag seine Bewaffnung im Zeichen der Atomrüstung manchem Betrachter auch veraltet vorkommen, Ruedi Bünzli vertraut ihr und der Unwegsbarkeit der Alpenfestung.

Zwei Schweizer Wunder

Manches an der Schweiz und an den Leistungen Bünzlis und seiner Landsleute wirkt wie ein

▲ Wer kennt sie nicht – die wagenradgroßen Schweizer Käse, die als ein beliebtes Erzeugnis der Schweizer Landwirtschaft in alle Welt gehen

Wunder. Daß sich z. B. aus einem kleinen, vielsprachigen Land der Hirten und Bauern eine Industrie- und Handelsnation entwickeln konnte, obwohl das Land so gut wie keine Rohstoffe besitzt. Nur ein Fünftel der Bevölkerung lebt heute noch von der Landwirtschaft. Handel und Industrie beschäftigen zur Zeit fast die Hälfte der Bevölkerung. Es seien nur die Uhren und das feinmechanische Gewerbe, die Textil- und die Maschinenindustrie erwähnt, die Welt-ruf besitzen.

Ruedi Bünzli ist stolz darauf, ein Schweizer zu sein. Vielleicht manchmal etwas zu stolz. Aber das ist nur die andere Seite seiner staatsbürgerlichen Einsicht und Vernunft, denen es zuzuschreiben ist, daß die Schweiz die großen Torheiten den großen Nationen überlassen hat. Hätten wir nur etwas mehr von diesem Sinn für die Realitäten des Lebens, von der weisen Mäßigung und Überlegung dieses stolzen Volkes!

Dr. Bohmert

MENSCHEN IM GEDRÄNGE

Die Bevölkerung des Ruhrgebietes hat im letzten Jahr zum ersten Male die Fünf-Millionen-Grenze überschritten. Auf einem Quadratkilometer wohnen jetzt 1508 Personen gegenüber 208 bezogen auf das gesamte Bundesgebiet. Diese Zahlen, die kürzlich durch alle Tageszeitungen gingen, sollten uns zu denken geben.

An jedem Tag büßt die Landwirtschaft in der Bundesrepublik 60 Hektar Bodenfläche ein, die für den Bau von Straßen und Autobahnen, für Flugplätze, Industrieanlagen und für das Wachstum der Städte benötigt werden. Heute ist bereits ein Zwölftel des Bodens in unserem nächst Holland, Belgien und Japan am dichtesten besiedelten Land der Erde von Häusern, Straßen, Eisenbahngeleisen, Flugplätzen und Industriegelände bedeckt. Und immer raschere Fortschritte macht diese Entwicklung.

Vor hundert Jahren gab es sechs Großstädte in Deutschland

Vor rund hundert Jahren gab es in Deutschland sechs Großstädte. Von ihnen hatten Berlin 440 000, Hamburg 180 000, Bremen 121 000, München 107 000, Dresden 104 000, Köln 101 000 Einwohner; heute gibt es in West- und Mitteldeutschland zusammen 63 Großstädte. Vor neunzig Jahren betrug der Anteil der großstädtischen Bevölkerung im Deutschen Reich 4,8 v.H.; heute beträgt er über 31 v.H. Die Wanderungsbewegung vom Lande in die Städte, die in unserer Zeit nur einmal vorübergehend während der Luftangriffe rückläufig war, ist unaufhaltsam. Längst haben unsere westdeutschen Großstädte ihre Vorkriegseinzahlungen hinter sich gelassen, als letzte hat Köln sie 1959 mit 775 000 Bewohnern überschritten.

Warum wachsen die großen Städte immer mehr an? Sorgfältige Untersuchungen an australischen Beispielen haben gezeigt, daß von etwa 500 000 Einwohnern an die Leistungsfähigkeit einer Großstadt abzunehmen beginnt, daß also vom wirtschaftlichen Standpunkt aus die Aufgaben der großen Städte immer schwieriger und kostspieliger zu lösen sind, zum Beispiel den Verkehr zu regeln oder für die Gesundheit der Bewohner zu sorgen.

Hamburg, die größte Stadt der Bundesrepublik, platzt heute bei einer Einwohnerzahl von über 1,8 Millionen schon „aus den Nähten“. In der Innenstadt zwischen Alster und Elbe gibt es keinen Platz für Geschäftsbauten mehr, von neuen Parkplätzen ganz zu schweigen. Wer ein Eigenheim bauen will, muß es heute schon jenseits der Stadtgrenze auf holsteinischem oder niedersächsischem Gebiet errichten. Durch den „Flaschenhals“, der die Hamburger City mit den Vororten südlich der Elbe verbindet, die Norderelbbrücke, zwängen sich täglich über 65 000 Fahrzeuge, und es gibt Tageszeiten, an denen der Verkehr durch die Fülle der Autos in der Innenstadt einfach im Chaos erstickt. Senat und Bürgerschaft der Hansestadt haben deshalb unlängst die wichtige Entscheidung getroffen, die Einwohnerzahl Hamburgs auf allerhöchstens 2,3 Millionen – so groß ist heute West-Berlin – zu beschränken. Doch das macht schon den Neubau einer zweiten Geschäfts- und Bürostadt im Norden der jetzigen erforderlich.

Auf der Suche nach ein bißchen Platz

Vor rund drei Jahrzehnten, 1929, malte der spanische Philosoph José Ortega y Gasset in sei-

◀ *Menschen im Gedränge: hier in Dortmund wie in den anderen Großstädten Deutschlands, in denen heute schon fast jeder dritte Deutsche lebt*



nem „Aufstand der Massen“ ein düsteres Bild vom Leben in den Städten seiner Zeit: „Sie (die Städte) sind überfüllt mit Menschen, die Häuser mit Mietern, die Hotels mit Gästen, die Züge mit Reisenden, die Cafés mit Besuchern; es gibt zu viele Passanten auf der Straße, zu viele Sommerfrischler in den Kurorten... Was früher kein Problem war, ist es jetzt unausgesetzt: einen Platz zu finden.“ Du lieber Himmel – wenn wir den Verkehr vor 30 Jahren mit dem heutigen vergleichen! Und die Zukunft? –

„Überall ist Babylon.“ Unter diesem Titel hat der junge Münchner Journalist Wolf Schneider ein aufregendes und packendes Buch veröffentlicht (erschienen im Econ-Verlag, Düsseldorf). Er schildert darin die Geschichte der Städte von ihren ersten Anfängen in der Menschheitsgeschichte vor 7000 Jahren bis heute. Zu seiner Zeit, sagt der Verfasser, überragte Babylon die Erde in einsamer Größe. Heute sind Hunderte von Riesenstädten über alle Kontinente ausgestreut, und viele ähneln Babylon mehr, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Morgen wird überall Babylon sein.

Weltgeschichte ist Geschichte der Stadtmenschen

Die Geschichte der Menschheit kennt in ihrem ersten Kapitel, das über 600 000 Jahre währte, nur Jäger und Sammler, also schweifende Nomaden ohne feste Behausung und ohne Bindung an ein Stück Land.

5000 Jahre vor Christi Geburt siedelten sich Menschen in den fruchtbaren Flußtalern und Überschwemmungsgebieten zwischen dem Mittelmeer und dem Indischen Ozean an, dort, wo der Garten Eden der Bibel, das Paradies, gelegen haben soll. Sie bestellten das Land und gründeten Städte: Kanaan, Ur und Uruk. „Der höhere Mensch“, sagte der Kulturphilosoph Oswald Spengler, „ist ein städtebauendes Tier. Weltgeschichte ist die Geschichte des Stadtmenschen. Völker, Staaten, Politik und Religion, alle Künste, alle Wissenschaften beruhen auf einem Urphänomen menschlichen Daseins: der Stadt.“

Die Stadtmauern sind niedergerissen

Was ist heute eine Stadt? Ist sie eindeutig vom Dorf, vom flachen Land zu unterscheiden? Es gibt bei uns Ortschaften mit nahezu 30 000 Einwohnern, die sich dennoch nicht „Stadt“ nennen dürfen, wie etwa die Marktgemeinde Garmisch-Partenkirchen und Miniaturstädte, die kleiner sind als gewöhnliche Dörfer, so das fränkische Städtchen Betzenstein mit 800 Einwohnern. Es gibt Dörfer mit bedeutender Industrie, etwa in Sachsen oder in Baden-Württemberg, in der Schweiz und in Schweden, und es gibt Städte mit vorwiegend bäuerlicher Bevölkerung. Was bei uns in Europa Stadt heißt, das entscheidet weder ihre Größe noch ihr städtischer Charakter, sondern seit jeher allein die Obrigkeit, die das Stadtrecht verleiht.

Die Stadt von gestern lebte aus ihrem Gegensatz zum Land. Sie brauchte Felder, Fluren und Wälder rundum als Gegensatz. Die Stadt von heute deckt immer mehr Land mit ihren Häusern zu.

Die Stadt von gestern war von Mauern umgeben und hatte einen Mittelpunkt: einen Tempel in antiker Zeit, einen Dom, eine Kirche im Mittelalter, einen Fürstenpalast in der Neuzeit. Den Mittelpunkt moderner Städte bilden Kreuzungen von Straßen und Autobahnen.

Eine Stadt ohne Mauern war vor 100 oder 150 Jahren noch so selten wie ein Garten ohne Zaun. (Von Zaun kommt town, das englische Wort für Stadt.) Die Sprache, die sich den

Wandlungen schwerfälliger fügt, als die Menschen ihre Umwelt verändern, läßt uns manchmal noch Begriffe gebrauchen, die zum Bild unserer Städte gar nicht mehr passen: so zum Beispiel, wenn das Oberhaupt einer modernen Metropole die Teilnehmer eines Kongresses „in den Mauern seiner Stadt“ willkommen heißt, oder wenn wir von Bürgern oder vom „Burgfrieden“ sprechen, obwohl doch meistens gar keine Burg mehr vorhanden ist, die



den Frieden schützt. „Staatsbürger“ – diese Bezeichnung wäre wiederum den Menschen früherer Zeiten unverständlich gewesen, denn Staaten besaßen ja keine Mauern.

„Stadtluft macht frei“

Im 12. und 13. Jahrhundert, als auch auf deutschem Boden Städte aufzublühen begannen, sammelten sich in ihnen viele Unfreie vom Lande, die irgendeinem Herrn mit Leib und Leben hörig gewesen waren, weggelaufene Leibeigene, denen die Abhängigkeit von städtischer Obrigkeit oder von Bürgervorrechten erträglicher schien als der Frondienst unter ländlicher Herrschaft. „Stadtluft macht frei!“ Dieser Ruf erklang das ganze Mittelalter hindurch. Nun, die Stadtluft heute ist ein ernstes Gesundheitsproblem: zehn Millionen Autos blasen jährlich Unmengen Kohlenoxyd aus dem Auspuff. Das allein schon ist ein pausenloser Giftgasangriff auf unsere Städte, gar nicht zu reden von den Abgasen. Über den Industriestädten liegt manchmal eine Dunstglocke, die drei Viertel des Sonnenlichts verschluckt.

Warum strömen die Menschen trotzdem in die Städte, auch in die finsternen und häßlichen, die schmutzigen und überfüllten? Anstoß dazu gab die Industrialisierung im 19. Jahrhundert, aber sie ist keineswegs der einzige Grund geblieben. Deutschlands Bevölkerung ist seit 1875 um 20 Millionen gewachsen; 15 Millionen davon zogen in die Großstädte: Menschen, die nicht als Tagelöhner auf dem Dorf bleiben wollten und dafür selbst das Dasein des schlecht bezahlten Hilfsarbeiters vorzogen, nicht erbende Bauernsöhne auf zu klein gewordenen Höfen, denen neben der Auswanderung kaum eine andere Möglichkeit blieb.

Gegenüber allen Nachteilen der Stadt, dem Leben in dunklen Häuserschluchten, der teuren Ernährung, dem Mangel an Sonne und frischer Luft, wog in der Vorstellung der „Landflüchtigen“ ein anderer Grund schwerer: der freie Feierabend. Dorfbewohner kannten praktisch keine freie Zeit, das Vieh sollte versorgt sein, der Acker und der Hof beanspruchten, bis auf wenige Nachtstunden und ein paar Wochen im Winter, ständig die Arbeitskraft aller.

Der städtische Arbeiter aber konnte sagen: Nach der Arbeit bin ich frei, sogar damals schon, als es noch keinen Achtstundentag gab.

Unsere Großstädte sind zwar immer noch Industriestädte, aber die Erschöpfung des Arbeitskräftereservoirs in den Städten zwingt immer mehr Betriebe der Fertigungsindustrie, ihre Standorte auf das Land zu verlegen, wo die Grundstoffindustrie, also vor allem der Steinkohlen-, Erz- und Kalibergbau, aus natürlichen Gründen, nämlich an das Vorkommen und die Gewinnungsmöglichkeit der Mineralien gebunden, schon immer zu Hause war. Und deshalb bedeutet heutzutage „Landflucht“ durchaus nicht nur Flucht vom Dorf in die Stadt, sondern in vielen Fällen Abwanderung aus der Landwirtschaft in industrielle Berufe ohne gleichzeitigen Wechsel des Wohnsitzes.

Die Unterschiede verwischen sich

Aber auch andere Unterschiede zwischen Stadt und Land haben sich verwischt oder verschoben. Früher war der Landbewohner von den mannigfachen Zerstreuungen, Vergnügungen und kulturellen Darbietungen, wie sie die Stadt ausschließlich bot, schon wegen der Entfernungen und schlechten Verkehrsmöglichkeiten abgeschnitten. Eine Reise in die nächste Kreisstadt oder gar Großstadt war ein Ereignis, selbst nach Einführung der Eisenbahn. Man sehe sich heute einmal in einer Stadt wie Hannover an einem Wochenende die Reihen von Kraftfahrzeugen ländlicher Herkunft an, die vor den Kinos oder Vergnügungsorten parken!

Der Dörfler sieht heute zu Hause auf seinem Bildschirm dasselbe Fernsehprogramm wie der



Städter und in seinem ländlichen Wanderkino die gleichen Filme. Er hört im Rundfunk dieselben Schlager, er liest dieselben Illustrierten in seiner Lesezirkelmappe. Diese Vorbilder lassen sich oft äußerlich erkennen, gerade auch in der Mode. Früher brauchte es ein bis anderthalb Jahre, bis das, was man in der Großstadt als „letzten Schrei“ ansah, in die Konfektion der ländlichen Kaufläden gewandert war. Heute hat es der Textilreisende schon schwer, „Schlager“ der letzten Saison der Stadt seinen ländlichen Kunden noch als „modern“ anzupreisen.

Die Erde verstädtert

1795 fielen die Stadtmauern in München, 1858 in Wien, 1861 in Berlin. Immer weiter strecken die Städte ihre Polypenarme in das Land hinaus. Die Grenzen zwischen Stadt und Land verwischen sich. Der Städter, der nicht in einer Mietskaserne oder in einem Hochhaus wohnen will, muß sich draußen auf dem Lande ansiedeln. So sind unsere Städte in Wirklichkeit viel größer als die Bezirke, die amtlich „Stadt“ heißen.

Die Ausdehnung der „Stadtlandschaft“ – eigentlich ein Widerspruch in sich – wird nicht aufzuhalten sein. Aber die Stadt wird kaum ländlich, sondern das Land wird städtisch werden. Die Erde verstädtert.

Menschen ohne Kontakt?

Stadtmenschen sind Menschen im Gedränge. Das Gedränge stört sie dabei nicht einmal, im

▲ Wird die künftige Stadt wie dieser Dschungel aus Stein, Stahl und Glas aussehen?

Gegenteil. Ist irgendwo ein Auflauf, eine Zusammenballung von Menschen, dann gilt sie als Aufforderung: „Da muß etwas los sein, da mußt du dabei sein!“

Leben viele Menschen auf engem Raum zusammen, so ist das für viele andere ein Anreiz, sich auch noch hinzuzudrängen.

Sicherlich gibt es viele Leute, die sich über das Gedränge in den Städten abfällig äußern. Aber auch diese Leute ziehen nicht etwa freiwillig aufs Land. Sie bleiben im Gewimmel oder doch wenigstens hart an seinem Rand, weil sie das Vergnügen, dabei zu sein, nicht missen möchten. Lust am Gedränge – das ist das Ärgernis und zugleich der Reiz der Stadt.

„Der Großstädter“, so sagte der Soziologe Helmut Schelsky aus Münster, „will durch keine vorgegebene Nachbarschaft gebunden sein. Seine sogenannte Einsamkeit und Verlorenheit ist von ihm längst umgewandelt worden in die unverbindliche Isoliertheit seines privaten Lebensraumes. Für jeden Großstädter besitzt seine Stadt einen Arbeitskern und einen Freizeitmantel, um zwei Begriffe der Bevölkerungslehre auf diesen Tatbestand anzuwenden; und jeder einzelne mag versuchen, die Grenzen dieser zwei Lebensbereiche in seiner Großstadt für sich zu entdecken und zu bestimmen!“

Hanns Joachim Paris

Anton Steiner findet abends keine Ruhe. Er schläft schlecht ein, liegt stundenlang wach, fällt in einen Halbschlaf, aus dem er immer wieder aufwacht. Erst in den frühen Morgenstunden beginnt für ihn der erholsame Tiefschlaf.

Doch dann schrillt schon bald der Wecker. „Verdammt“, denkt er und dreht sich noch einmal auf die andere Seite; aber nur für eine knappe Viertelstunde, dann springt er jäh aus dem Bett – es ist höchste Zeit! Nach kurzer Morgentoilette trinkt er hastig eine Tasse starken Kaffee, um über die Morgenmüdigkeit hinwegzukommen, und erreicht mit Mühe noch den Bus, der ihn pünktlich zum Werk bringt.

Einseitige nervliche Belastung stört gesunden Schlaf

Körperlich braucht Anton Steiner kaum noch zu arbeiten. Nervlich ist er aber durch seine Tätigkeit, durch ständige Aufmerksamkeit, stark belastet. Als Steuermann im Walzwerk kann er es sich nicht leisten, einmal geistig abzuschalten, einmal seinen eigenen Gedanken nachzugehen, denn ein Druck auf den falschen Knopf kann 40 Meter Stahlband zu Schrott werden lassen.

Vielen Menschen, die in automatisierten Betrieben arbeiten, geht es so wie Anton Steiner. Werden die Nerven nun auch noch neben der ständigen Konzentration während der Arbeit durch Reizmittel – wie bei Anton Steiner durch starken Morgenkaffee und Zigaretten – aufgeputscht, ist ein ständiger Wachreiz vorhanden. Auch Anton Steiner kommt daher nach Dienstschluß ziemlich „aufgedreht“ nach Hause. Er findet nur langsam Ruhe.

Immer unternehmungslustig

Aber kommt er wirklich zur Ruhe? Oft hat er gar nicht mal das Verlangen, sich auszuruhen und zu entspannen. Er überlegt, was er nun in seinen freien Stunden anfangen kann und hat das Gefühl, irgendwie weiter tätig sein zu müssen. Packt er seine Familie ins Auto, so werden die Nerven gleichermaßen belastet wie im Betrieb: die gleiche Aufmerksamkeit, die bisher der Bandstraße galt, fesselt ihn nun an den Straßenverkehr. Sie beansprucht dieselben Nervenzentren oft bis zum Schlafengehen, vor allem auch, wenn Fernsehen oder Radio nach dem Abendbrot seine Aufmerksamkeit fordern. Erst der Blick auf die Uhr zeigt Anton Steiner schließlich, daß es Zeit wird, zur Ruhe zu gehen.

Er liegt lange wach und kann nicht einschlafen. Das Stahlband rollt vor seinen Augen ab;

Wie man wacht so schläft man

Räder und Motore der Autos surren, das Programm des Fernsehens nimmt ihn noch gefangen, und seine eigenen Pläne und Überlegungen lassen ihn nicht los.

Anspruch auf Schlaf?

Anton Steiner ärgert sich, daß er nicht einschlafen kann. Wie alles andere, was er sich vornimmt, soll ihm auch der Schlaf gelingen. Der Wille allein nützt ihm aber nicht viel, verbittert ihn vielmehr, wenn dann der Schlaf doch nicht kommt. Dieser Ärger verkrampft ihn und läßt nicht jene gelöste Stimmung aufkommen, die die beste Voraussetzung zum sanften Einschlafen ist. Schließlich greift Anton Steiner zur Schlaftablette.

Mit ihrer Hilfe schläft er zwar ein, fällt aber nicht in den gesunden natürlichen Schlaf. Morgens, wenn er aufsteht, sind seine Glieder schwer wie Blei.

Anton Steiner weiß nicht, woran es eigentlich liegt, daß er nicht einschlafen kann. Das Grundübel, seine falsche Einstellung zum Schlaf nämlich, der ebenso wie Berufsarbeit und sinnvolle Freizeit gewisser Voraussetzungen bedarf, wird ihm nicht klar.

Allzuleicht wird der Arbeit-Freizeit-Schlaf-Rhythmus gestört, weniger durch einzelne Unternehmungen, die eine Ausnahme bleiben, als durch regelmäßige dauernde nervliche Über-

beanspruchung, die zu Schlafstörungen führt. Sie aber sind für uns alle ein Alarmzeichen, denn an ihnen leidet heute bereits jeder zweite Arbeitnehmer.

Bergmann Paul Hartmann, der körperlich schwer arbeitet, geht es anders. Er spürt seine Müdigkeit in den Knochen, wenn er von der Schicht nach Hause kommt. Kaum hat er gegessen, fällt er schon ins Bett und schläft so tief, daß ihn die Geräusche der Straße nicht mehr stören.

Gegen Morgen ist sein Schlaf am tiefsten

Zwischen Wachen und Schlafen liegt ein Übergang. Die fein aufeinander abgestimmten Zustände des Wachens und des Schlafens, die vom zentralen Nervensystem ausgehen, haben verschiedene Tiefen und sind unterschiedlichen Reizen ausgesetzt. Der andauernd nervlich belastete Mensch braucht längere Zeiten des Übergangs vom Wachen zum Schlafen und wird die nötige Schlafentiefe erst in den Morgenstunden finden. Seine größte Bewußtseinsheiligkeit erreicht er dann auch nicht gleich am Morgen nach dem Aufstehen.

Kommt Anton Steiner nach der Schicht nicht zur Ruhe und hält er sich durch Kaffee, Nikotin oder andere Reizmittel weiterhin wach, erreicht er die Tiefe seines Schlafes notgedrungen erst viele Stunden, nachdem er sich hinge-

legt hat. Er hat recht, wenn er sagt, daß für ihn die Nacht viel zu kurz sei.

Körperliche Bewegung als Ausgleich

Was soll er aber machen, um zu einem gesunden Schlaf zu kommen, um am nächsten Morgen ausgeschlafen zu sein? Da gibt es viele einfache Mittel: Körperliche Anstrengung bringt den besten Ausgleich zu einseitiger nervlicher Belastung. Anton Steiner könnte am Abend spazierengehen, das neue Schwimmbad lädt zu regelmäßigen Besuchen ein. Er könnte natürlich auch einen anderen Sport treiben, im Garten arbeiten oder sich mit einem handwerklichen Hobby beschäftigen, was ihm Freude macht. Auch dann würde die Anspannung langsam abklingen. Der Rhythmus, den ihm die Maschine und der Straßenverkehr aufzwingen, könnte dem menschlichen, natürlichen weichen. Er käme wieder ins Gleichgewicht und würde heiter und gelöst seiner Nachtruhe und dem nächsten Tag entgegensehen.

168 Stunden hat die Woche. 42 verbringt Anton Steiner am Steuerpult der Bandstraße. 56 Stunden möchte er schlafen, bleiben 70 zu seiner freien Verfügung. Wenn er jeden Tag in einigen Stunden den Rhythmus der Technik ausklingen läßt, wenn er in dieser Zeit zu seinem eigenen Rhythmus zurückfindet, wird auch er besser schlafen können.



Der Weg zur Bildung

VON ARNOLD DANNENMANN

Im Mittelpunkt der letzten Veranstaltung der Industrie- und Handelskammer Dortmund vor der Jahreswende, bei der Dr.-Ing. E. h. Willy Ochel, der Vorsitzende des Vorstandes der Hoesch AG, als Präsident der Kammer 250 Lehrlinge freisprach, stand ein Vortrag des Präsidenten des Christlichen Jugenddorfwerkes Deutschlands, Arnold Dannenmann, über „Bildung und Ausbildung in unserer Zeit“. Mit den hier abgedruckten Ausführungen, die uns Arnold Dannenmann freundlicherweise zur Verfügung stellte, wandte er sich an die jungen Facharbeiter und Kaufmannsgehilfen.

In der Bundesrepublik kann heute jeder junge Mensch eine Ausbildung bekommen, die er sich selber aus einer Vielzahl von Angeboten auswählen kann. Diese Ausbildung wird durch Fachleute vorbereitet und auf Grund von langjährigen Erfahrungen immer neu durchdacht, verbessert und erprobt. Mit ihrem Abschluß

kann jeder junge Mensch eigene Entscheidungen für sein weiteres Leben fällen. Damit ist ein Traum verwirklicht worden, den viele Generationen vor uns gehabt haben.

Diese Situation, in der jeder Mensch, wenn er will, eine Ausbildung wählen kann, ist tatsächlich etwas Ungewöhnliches, und zwar deshalb, weil auch in unserer Zeit noch Millionen junger Menschen rund um den Erdball leben, denen diese Möglichkeit verschlossen bleibt.

Wir haben gerade in diesen Tagen einen Tischlermeister, der bei uns in der Bundesrepublik ausgebildet wurde, mit 28 Jahren nach Leopoldville in den Kongo geschickt. Er wird dort die erste Ausbildungswerkstätte für Tischler übernehmen. In diesem riesigen Gebiet, das so groß ist wie ganz Europa, gibt es aber bisher keine derartige Ausbildungswerkstätte. Niemand weiß, wie dieser junge Mensch seine große Aufgabe bewältigen wird.

Dieses Beispiel macht uns das Außerordentliche unserer Situation deutlich. In freier Wahl und freier Entscheidung können wir in eine Ausbildung hineingehen, die von überlegten Maßnahmen gesteuert und von Menschen geleitet wird, die als Lehrer reiche Erfahrungen gesammelt haben. Erst wenn uns das deutlich bewußt wird, ermessen wir, was wir damit an Gütern in unsere Hände bekommen haben.

Fürs Leben mitgegeben

Diese Ausbildung, die uns mitgegeben wird, ist etwas, was der Mensch sein Leben lang bleibend besitzt. Was wir sonst haben an scheinbar bedeutsamen Werten, ob es unsere Wohnungen sind, unsere technischen Erzeugnisse, unsere noch so schönen Kleider oder Unterhaltungseinrichtungen, die uns da und dort begegnen – das alles ist im Laufe eines menschlichen Lebens wechselbar. Es wird kommen und gehen, aber das Gut einer Ausbildung bleibt. Das, was der Mensch erlernt hat, wozu er sich befähigt hat, das geht mit ihm, und das kann er in jeder Lage immer wieder anwenden.

Er hat die Möglichkeit, sein Leben zu ordnen und den Verhältnissen anzupassen.

Aber eine solche Ausbildung erfordert von jedem einzelnen einen persönlichen Einstieg, ein Engagement, wie wir mit einem Fremdwort sagen. Darum ist nicht jede Ausbildung gleich wertvoll, sondern sie muß auf der einen Seite einen starken Ruf und eine starke Forderung des Auszubildenden an den jungen Menschen herantragen, auf der anderen Seite muß der junge Mensch mit ganzer Hingabe auf diese Herausforderung antworten. Er muß sein Leben gleichsam für die Sache stellen, es einsetzen, und zwar mit einer Hingabe, die nicht nach Stunden bemessen werden kann. Nur wenn diese zwei Gegebenheiten zusammenkommen, wird aus der Ausbildung das, was wir eine gute Ausbildung nennen, eine Ausbildung, in der tatsächlich in der gebotenen Zeit und bei den gegebenen Möglichkeiten das Größtmögliche erreicht wird.

Der Schritt zur Bildung

Das Ergebnis des ersten Abschnittes der Ausbildung liegt vor, wenn der Lehrling freigesprochen wird. Aber das, was eine Ausbildung umschließt, kann der Mensch so oder anders anwenden. Ausgebildet wird heute allenthalben da, wo die Technik fortschreitet. Was während dieser Zeit als Besitz in das Leben des Menschen hereinkommen konnte, ist bei gleichem technischen Können völlig verschieden anwendbar. Das hängt nicht mehr von der Ausbildung ab, sondern von der Bildung, die in dem Menschen vor sich gegangen ist. Gleiche Fähigkeiten können sich im Denken, im Fühlen und in der Beziehung zur Umwelt völlig verschieden auswirken. Jede Ausbildung können wir im Grunde, soweit es die technischen Notwendigkeiten angeht, in Moskau oder in Dortmund, in New York oder in Stuttgart bekommen. Aber das, was das Menschliche im Zusammenhang mit der Ausbildung darstellt, ist ein Vorgang, der von einer Ausbildung aus nur angesprochen werden kann. Das Fortschreiten von der Ausbildung zur Bildung muß der Ausgebildete ganz allein entscheiden.

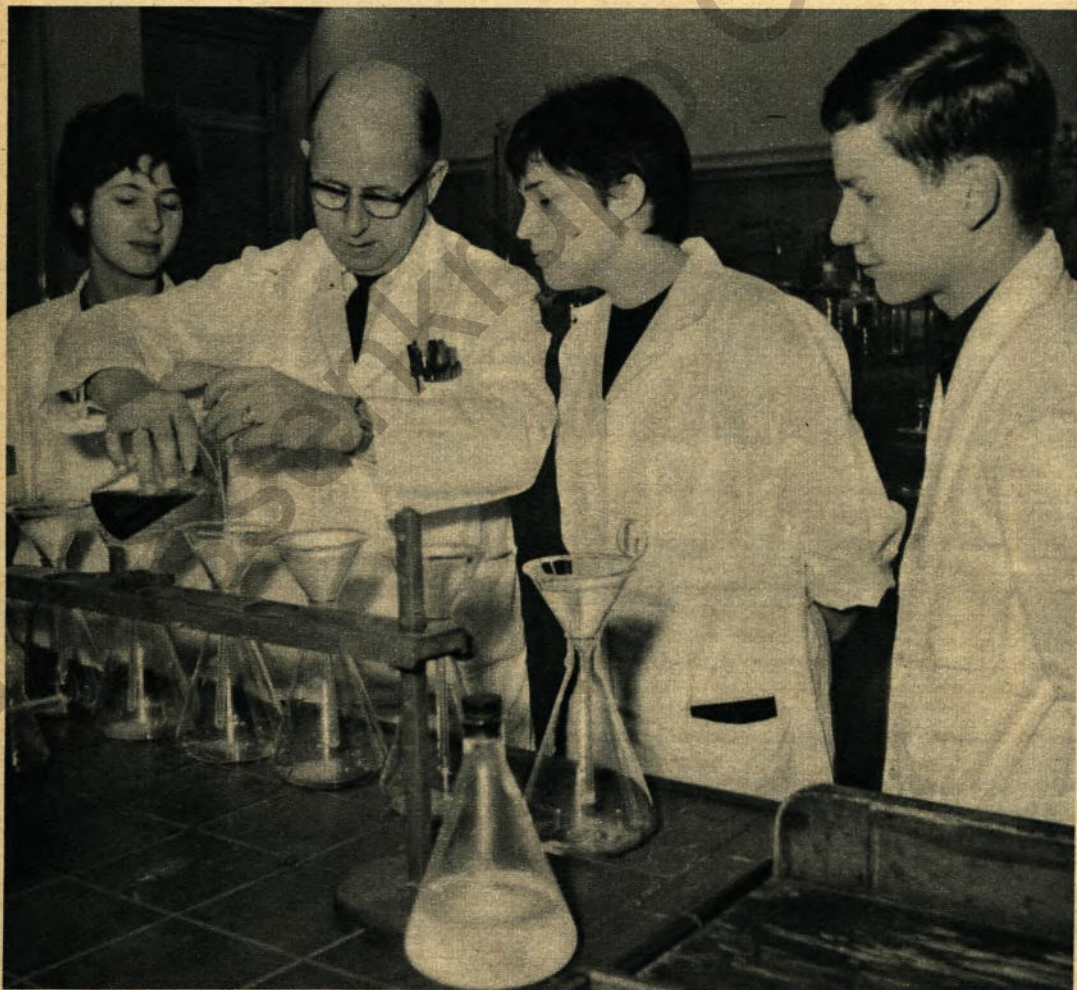
Die Pause ist mehr als Freizeit

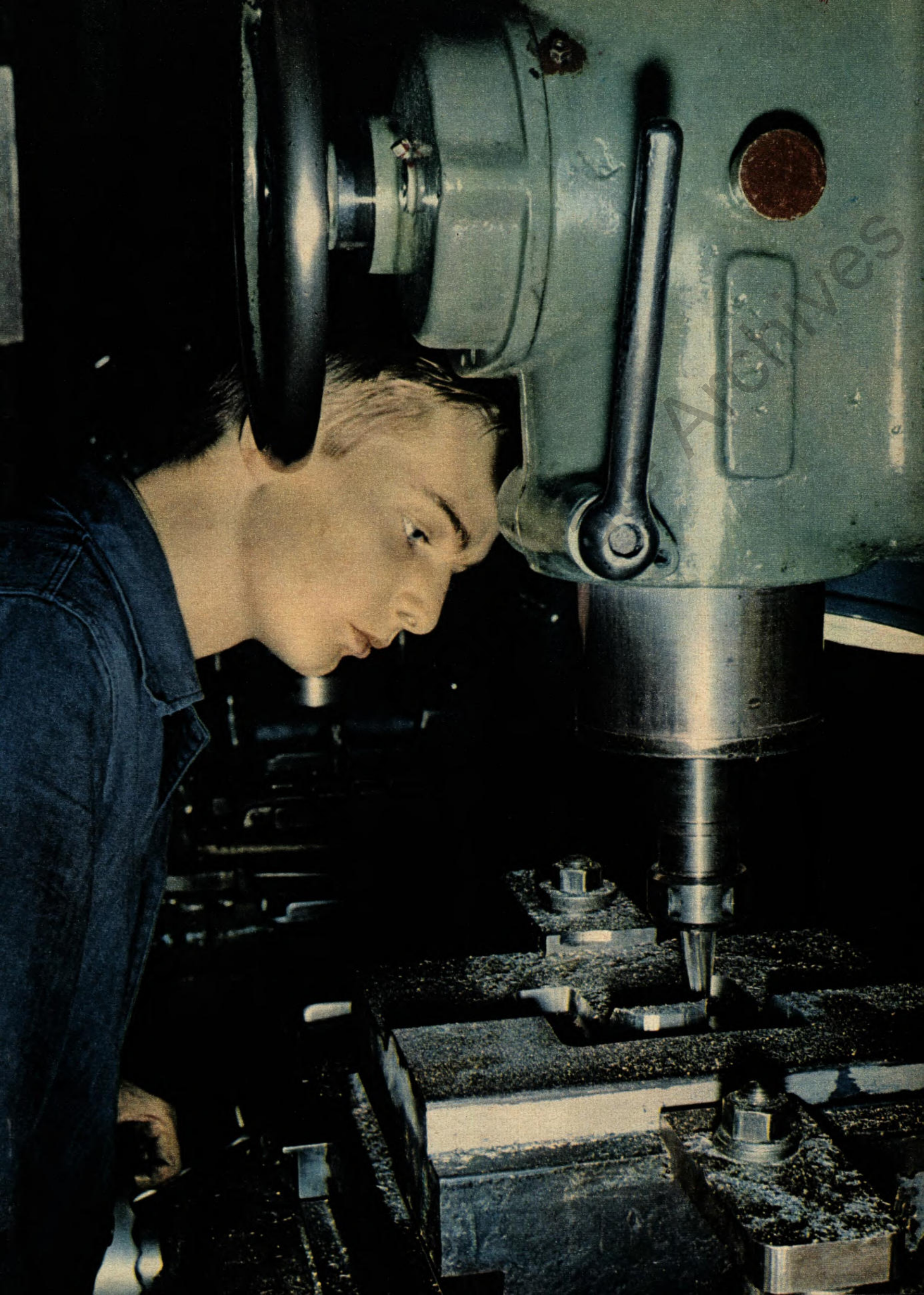
Mit fortschreitender Technik hat der Mensch Pausen bekommen. Die Stundenzahl, in der wir unsere Ausbildung fachlich im Einsatz am Arbeitsplatz, im Gelderwerb ansetzen, ist begrenzt, begrenzter als es je eine Generation vor uns gehabt hat. Zwischen der heutigen Lehr- oder Arbeitszeit im Betrieb und der morgigen liegt eine Pause. Wir nennen das so schön „Freizeit“.

Ich weiß nicht, ob das der richtige Name ist. Ich möchte lieber für diese Zwischenzeit das Wort Pause einsetzen, und zwar deshalb, weil alles, was in dieser Pause geschieht, sich nicht absetzen kann von dem, was wir in der Ausbildung bekommen haben und dann praktisch anwenden. Diese Pause ist unser Königreich, sie ist das Königreich des einzelnen in der freien Welt.

◀ Die theoretischen Kenntnisse des Chemielaborantenlehrlings werden durch Zusatzunterricht im Werk ergänzt. Unser Bild zeigt den Chemotechniker Heinz Böhme beim Experiment im Laboratorium für Untersuchung der Erze und anderer Stoffe der Westfalenhütte. Dabei folgen ihm die Lehrlinge Jutta Bauer, Helga Heinen und Paul-Dieter Schneider

► In der Lehrwerkstatt der Schmiedag in Hagen hat der Lehrling Benno Eickhoff die Maschine eingerichtet, und jetzt soll sie nach seinem Willen das Gesenk ausfräsen. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt der Facharbeiter von morgen das Werkstück, damit es schließlich vor den prüfenden Augen des Meisters bestehen kann





In dieser Pause können wir schlafen oder tanzen, wandern oder in einem dumpfen Lokal sitzen. In dieser Pause können wir ein Buch lesen oder vor dem Fernsehgerät sitzen. Diese Pause müssen wir absolut selbst bestimmen. Dabei sind wir in der Lage, das Menschsein in freier Entscheidung zu verwirklichen. In dieser Pause wird das Wesen des Menschen, das er wirklich hat, und das zu einem Teil ausgebildet wurde, sichtbar und deutlich.

Die Pause ist für die Bildung unserer Person besonders bedeutungsvoll. Zwar gibt es heute keine Bildung in unserem Bereich mehr, die nicht durch die Ausbildung ginge und mit der Ausbildung zusammenhinge, aber nicht Ausbildung führt zur Lebensbildung allein, sondern die Pause, in der wir leben, gestaltet unsere Gesamtbildung mit. Hier entscheidet sich, in welcher Weise wir die Ausbildung anzuwenden gedenken, was für eine Person aus uns am Ende wird. Wir sprechen von Fachausbildung, Spezialausbildung und kennen andere ähnliche Formulierungen. Die Ganzheit des Menschen aber will gerufen sein.

Der Schöpfer hat nicht nur eine Fähigkeit in unser Leben hineingegeben, sondern wir sind als junge Menschen wie ein großer Blumenstrauch. Vielerlei Anlagen und Fähigkeiten schlummern in jedem Heranwachsenden. Diese und jene Blüte könnte Frucht tragen. Die Ausbildung kann nur einen ganz geringen Teil der Fähigkeiten herauslocken, bilden, weiterbilden. Sie muß sich spezialisieren, weil nur dadurch eine Spitzenleistung erreicht werden kann, weil nur in ihr ein ganzes Herausfordern möglich ist.

Die Pause gibt uns die Möglichkeit, die übrigen Blüten in unserem Leben zu entfalten, so daß die Person wächst und die Persönlichkeit wird. Was ich in meiner Ausbildung nur als Mitgestalter vollziehen kann, ja manchmal nur als kleines Rädchen tun darf, kann ich in der Pause selbst gestaltend durchführen.

Jeder muß sich entscheiden

Der Wert unserer Ausbildung wird durch die Bildungskraft, die unsere Pausen haben, gesteigert, verbreitert, vertieft oder vermindert. In dem Augenblick, da wir durch das Tor der Betriebe in die Freiheit des Lebens gehen, entscheidet sich für uns, was morgen und über-

morgen aus uns im Betrieb und außerhalb des Betriebes wird. Von den einzelnen Entscheidungen hängt es dann ab, was wir mit unserer freien Zeit anzustellen gedenken. Hier kann der Mensch unter den vielfältigen Möglichkeiten wählen, um sein Dasein zu gestalten, hier ist er gerufen, auch auf anderen Lebensgebieten tätig zu sein.

Freie Zeit heißt, das Ergänzende zu der Ausbildung suchen, die in irgendeiner Werkstätte, in irgendeinem Betrieb vermittelt wurde. Nur in dieser Doppelsprache antwortet der Mensch. Auf der einen Seite in der harten Ansprache des zwingenden Seins beim Kampf ums Dasein innerhalb der Wirtschaft, auf der anderen Seite in dem Königreich der Freiheit, der Pause. Wenn diese beiden Elemente sich ergänzen, entfaltet sich der Mensch zur wirklichen Persönlichkeit. Auch das ist das Besondere unserer Zeit, in der wir leben, daß jedem für das Königreich der Pause vielfältige Möglichkeiten der Bildung und Weiterbildung offenstehen.

Zwei Säulen der Bildung

Aber was ist denn nun eigentlich eine gute Ausbildung, und was beinhaltet im wesentlichen eine Bildung insgesamt in unserer Zeit? Ich glaube, man kann dies in kurzen Worten zusammenfassen. Jede Ausbildung, die für einen Menschen tragfähig werden soll, und jede Bildung, die der andere als Lebensbildung bejahen kann, hat zwei Säulen, auf denen sie beide beruhen: zum ersten die Fähigkeit, Zucht zu üben, und zum anderen die, maßzuhalten. Zucht heißt nicht strammstehen, Haltung einnehmen. Das sind äußere Erscheinungen. Zucht im menschlichen Leben bedeutet die Fähigkeit, in sich selber Ordnung zu schaffen. Ein Menschenleben, das ohne Ordnung in sich selber verläuft, kann mit einer Ausbildung wenig anfangen, es wird immer radikalisiert, wird immer verneinend bleiben und kann niemals zur Bildung durchdringen. So wie wir sofort erkennen, wenn wir an einen Arbeitsplatz kommen, ob dieser Mensch etwas von seiner Ausbildung mitbekommen hat, je nachdem, wie es um ihn herum aussieht, so gilt das auch für die Gesamtbildung des Menschen im Blick auf sein Inneres. Der Mensch kann in einer fürchterlichen inneren Unordnung sein und zerbricht daran im Blick auf die Wirksamkeit seines Lebens.

So wie du äußerlich lernst, so solltest du auch innerlich lernen, abstoßen das, was nicht zu dir gehört. Nicht alles, was auf dieser Welt ist, paßt zu meiner Person, nicht jedes Angebot, das ich bekomme, kann mir helfen. Ich muß in der Lage sein, eine solche Ordnung in meinem Leben zustande zu bringen, daß ich nein sagen kann und ja sagen darf. Wer nicht zu schönsten Angeboten in seinem Leben nein sagen kann, lebt in einer inneren Unordnung. Und wer nicht zu schweren Angeboten ja sagen kann, hat noch nicht begriffen, daß das menschliche Leben gerade im Ja-sagen auch zum Unbeliebten seine große Bildung bekommt.

Zucht üben und maßhalten

Das zweite, auf dem jede Ausbildung und Bildung ruht, ist die Fähigkeit, maßzuhalten.

Der einzelne Mensch hat sein Maß im Leben gesetzt bekommen. Keiner von uns hat es sich selbst genommen. Dieses Maß ist ein Maß der Begabung, ist ein Maß der Möglichkeiten, ist aber auch ein Maß im Blick auf das, was ich im Rahmen der bestehenden Ordnung, in die ich hineingestellt bin, als mein nennen kann. Zu diesen Ordnungen zählen die Familie, die Gesellschaft und der Staat. Menschen ohne Maß werfen die Gesellschaft immer wieder in große Krisen hinein, werden für Familien unerträglich, zersplittern sie und geben einem Staatsgefüge einen Radikalismus, an dem es immer wieder scheitern muß.

Das Maß von mir zu finden, das heißt gebildet sein.

Dieses Maß ist auch gesetzt gegenüber dem, was Menschsein insgesamt bedeutet. Auch die Menschheit hat ihre Grenze. Der Griff nach dem Unermeßlichen, in das außerhalb ihrer Grenzen Befindliche bedeutet immer den Weg in irgendein Chaos. Das Maß für den Menschen ist auf das Sichtbare begrenzt. So weit mein Auge reicht, so weit mein Verstand gehen kann, so weit meine Hände greifen können, sind unsere Maße miteinander gesetzt. Das ist ungemein weit. Aber wer über das hinausgreift, und wer da behauptet, das über das, was er sieht, über das, was er denkt, über das, was er greift, nichts mehr sei, überschreitet sein Maß und macht sich selbst zum Abgott. Er vergöttert den Menschen und wird, wie die Geschichte uns von Jahrhundert zu Jahrhundert dramatisch darstellt, von der nächsten Generation in Schutt und Asche geworfen, weil die nächste Generation die vorhergehende besser überblickt.

Zucht und Fähigkeit, sie auszuüben, Maß als das Erkennen der menschlichen Grenzen, das sind die beiden Säulen, auf denen die Bildung beruht. Wer sie hat, wer in ihr lebt, der wird mit seiner Ausbildung Freude bereiten, sich, seiner Umwelt, der Gesellschaft, seiner Familie. Er wird gerade mit dem Können, das er mitbekommen hat, nirgendwo unangenehm auffallen. Man wird ihn achten als einen zuchtvollen und maßvollen Menschen.

Die große Gefahr, die in unserer Zeit liegt, ist, daß wir uns die Dinge vorsetzen lassen, daß wir sie nehmen, wie sie die Maschine uns liefert. Der Mensch aber ist zum Gestalten berufen. Auch das, was er von der Maschine abnimmt, will von seinem Wesen gestaltet sein, und wenn es in Zucht und Maß gestaltet ist, dann beweist dieser Mensch, daß er ein gebildeter ist im Zeitalter der Technik.

◀ Die Volkshochschule gehört zu den Instituten, die jungen Menschen den Weg von der Ausbildung zur Bildung ebnen wollen. Strebsamkeit und Willenskraft gehören dazu, am Abend noch einen Lehrgang zu besuchen, wie auf unserem Bild im Fritz-Henßler-Haus in Dortmund





Berlin und die Berliner seit dem 13. August 1961, das war das Thema eines fesselnden Vortrages, den Karl Lehmann, Bevollmächtigter der IG Metall, Berlin, vor dem Gemeinschaftsausschuß und den Vorsitzenden der Betriebsräte aller Werke der Hoesch AG im Sportheim der Westfalenhütte hielt. Er gab einen ausführlichen Bericht über die politische Entwicklung in der ehemaligen Reichshauptstadt nach dem Zusammenbruch, über die Folgen der Teilung Berlins und die sich aus den Spannungen zwischen den Alliierten für die Stadt ergebenden Schwierigkeiten, die schließlich zu jenem verhängnisvollen Augusttage des vorigen Jahres und zu der heutigen Lage geführt haben. Karl Lehmann gab erschütternde Beispiele von den menschlichen Tragödien beiderseits der Mauer und des Stacheldrahtes. Er verstand es nicht nur, durch seinen Vortrag einen starken Eindruck zu hinterlassen, er gab auch an dieser Stelle den Ruf der Berliner an alle Westdeutschen weiter, die Landsleute im freien Teil der Stadt in ihrem Willen, den ostzonalen Machtansprüchen zu trotzen, in jeder nur möglichen Form zu unterstützen. Unsere Bilder zeigen Karl Lehmann bei seinem Vortrag, neben ihm Helmut Turck, Vorsitzender des Gemeinschaftsausschusses, und Albert Pfeiffer, Betriebsratsvorsitzender der Westfalenhütte; aus der abgebildeten Gruppe der Zuhörer erkennen wir Helmut Pfeiffer, Walter Oberlack, Willy Boecker, Hugo Boecker, alle Walzwerke Hohenlimburg, Hans Finger, Rohrwerke Barop, Horst Sandhof, Dortmunder Drahtseilwerke, Hermann Wüsten, Rohrwerke Hagen, Emil Zimmermann, Maschinenfabrik Deutschland, Karl Reuter, Becke-Prinz GmbH, Hemer.



▼ „Weltweite Partnerschaft“, unter diesem Namen und mit dem Ziel der Solidarität mit Afrika, Asien und Lateinamerika arbeitet in Bonn eine Institution, die verschiedene Formen der Zusammenarbeit mit Entwicklungsländern aufeinander abstimmen will. Nach Abschluß eines von dorteinberufenen einwöchigen Seminars an die Friedrich-Ebert-Stiftung in Bergneustadt unter dem Thema „Junge Generation in der politischen Verantwortung“, an dem 30 Ausländer aus 20 Ländern Afrikas und Asiens teilnahmen, besuchten die Gäste auch die Hoesch AG. Nach einem Rundgang durch die Westfalenhütte trafen sich die Gäste im Sportheim zu einem Gespräch. Dr. Harald Koch sprach als Vorsitz der Rheinisch-Westfälischen Auslandsgesellschaft zu Dortmund einleitend über die Verbindungen der Stadt Dortmund und der Hoesch AG

zum Ausland und über Fragen der Betriebsverfassung. Von der Regierung Nordrhein-Westfalens eingeladen, sollten die Vertreter von Parteien und Gewerkschaften Eindrücke vom Aufbau in Deutschland gewinnen. Sie sahen Beispiele aus der Industrie, besuchten kommunale Einrichtungen in Marl und besichtigten Anlagen der Landwirtschaft. Während des Seminars hatten die Gäste Probleme ihrer Länder darlegen und diskutieren können, mit der brennenden deutschen Frage wurden sie bei einem Besuch in Berlin vertraut. Sie zeigten sich stark beeindruckt von der Mauer und der menschlichen Tragik, die sich hinter ihr verbirgt. Abschließend fuhren sie nach Bonn, wo sie Bundespräsident Lübke empfing. Unser Bild zeigt eine Gruppe der Gäste während der Begrüßung im Sitzungssaal.





**„Skiwandern und Skilaufen“
ist der erste Aufsatz
innerhalb einer Folge,
die wir heute beginnen. In der
„Hohen Schule auf Steckenpferden“
will Walter Pause
zu Beschäftigungen am Feierabend
anregen oder für das bereits
liebgewonnene Steckenpferd
neue Wege zeigen.**

Es ist kühn, in unseren eiskalten Januartagen ein Hobby zu preisen, das man nicht in der winterwarmen Stube übt, sondern draußen vor der Stadt, in den Wäldern und Flußtälern der Umgebung, abseits der Straßen jedenfalls und abseits vom Lärm, aber auch abseits der Menschen. Es kommt hinzu, daß man dieses Hobby im kalten Schnee praktiziert – je kälter übrigens der Schnee, desto besser! – und bei jedem Wetter: unter der karg und matt scheinenden Wintersonne, unterm lautlosen Rieseln der Schneeflocken oder auch über einsamer, weißer Flur, graue Nebelflore teilend.

Für Körper und Geist

Das schlimmste an diesem Hobby ist aber nun, daß man sich dabei leicht plagen muß, körperlich plagen und mühen, und das nicht nur mit den Beinen, sondern auch mit den Armen, genommen sogar mit allen Muskeln des Körpers (wenn man es nämlich *richtig* macht). So könnte man dieses Hobby auch als eine Art vollkommener Gymnastikschule im Freien bezeichnen, dies um so mehr, als man dabei ja auch nicht rennt, hetzt und hastet wie in den überfüllten Skipisten der Alpen, sondern weil man dabei gelassen ausschreitet, mit Beinen und Armen wechselseitig ausgreift und gleitend verharret, in einem bekömmlichen Rhythmus, der die Muskeln in der leichten Anstrengung lockert und nicht verkrampft. Übrigens dient dieses Hobby des Skiwanderns und Skilaufens ganz und gar nicht allein dem Körper und den im Alltag rostenden Muskeln, sondern – und das ist der besondere Witz daran – auch dem Geist und dem Gemüt. Dies erklärt sich schon aus dem schönen Goethe-Wort, wonach den Wandernden mit dem Rhythmus des gelassenen Ausschreitens immer auch der Rhythmus guter Gedanken überkommt. Denn in der regelmäßig betriebenen, heute von fast allen Stadtmenschen so gewissenlos vernachlässigten Ur-Bewegung des Gehens befreit, besinnt, schärft und entzündet sich der Geist viel leichter als etwa in der sogenannten Studierstube, in der geistigen Werkstatt. Nobelpreisträger Max Planck hat dies gewußt wie keiner: er ist jeden Tag seines Lebens, Sommer wie Winter, bei Gut- wie bei Schlechtwetter abends eine volle Stunde lang allein spazierengegangen, „brav wie ein Spießbürger“, jedoch in der einfachen Überzeugung, daß er seinen Gliedern ihr hergebrachtes Recht zum Gehen zu belassen habe. Es hat sich bei Max Planck gelohnt, es lohnt sich bei jedermann.

Auf leichten Skiern durch die Stille gleiten

Wenn ich hier den Zusammenhang zwischen natürlicher Bewegung und geistiger Frische so ausdrücklich hervorhebe, so verurteile ich damit den ganzen faulen Skirummel in den Alpen als geist- und gemütslose, ja körperschädliche Massenmode. Millionen Skifahrer kommen jeden Winter in die Alpen, aber sie gehen ja nicht mehr, sie steigen nicht mehr, sie wandern nicht mehr, sie fahren nur noch mit Skiliften und Bergbahnen in die Höhe, um sich dort sofort in die von tausend Stahlkanten ausgefrästen harten Skipisten zu stürzen: nur um den Rausch der Abfahrt, nur um den Rausch des Tempos zu spüren, der dem Rausch des Kilometerfressens beim Autorasen peinlich verwandt ist.



Skiwandern und Skilaufen



Daß diese Skiläufer dabei ihren Körper und ihre Nerven strapazieren, statt Erholung zu finden, daß sie ihre Muskeln verzerren, verkrampfen und verhärten, statt sie lockernd zu lösen und zu entspannen, das ist eine unbestreitbare und traurige Tatsache . . . Demgegenüber steht das stille Skiwandern durch frommes, sanftes Mittelgebirge, dieses besinnliche Eingehen in die Natur, auf dem hohen Range einer echten schönen Passion: es ist ein Hobby. Nicht jeder könnte es. Nicht jeder könnte da auf leichten Skiern allein durch die Stille der Wälder gleiten und über Felderkuppen hin und kleine Talbuchten, an gefrorenen Bachschlingen entlang und durch sanfte Mulden seine einsame blauschattende Spur ziehen. Übrigens wird auch dieser stille Skiwanderer ganz unwillkürlich jeder kleinsten Erhebung im Gelände zustreben und sie mit Eifer ersteigen, weil es natürlich auch ihn reizt, die kleine jenseitige Abfahrt zu genießen, dieses heitere Hochgefühl von Spannung und Glück im Gelingen. Aber diese kleinen Abfahrtsgenüsse, die er da im Arnsberger Wald sammelt und an manchem Talhang von Lenne und Ruhr, und auch die größeren Abfahrtsfreuden, die er im Skiwanderrevier um den Kahlen Asten oder um die Hohe Bracht findet, sie bedeuten ihm letztlich doch nur ein „Nebenprodukt“ seines Hobbys, einen kleinen, süßen Lohn der Mühe etwa. In Wahrheit ist es ihm um Höheres zu tun, in Wahrheit ist ihm das stille Skiwandern nur ein Mittel zum Zweck des Alleinseins, und dieses Alleinsein sucht er zum Zweck des Beisichseins. Es sage keiner,

er fände in Lärm und Hast des Alltags zu sich selber! Freilich, wer allein sein will, der muß das Alleinsein vertragen, dem darf Einsamkeit nicht Langeweile bedeuten. Dem muß Einsamkeit ganz im Gegenteil jene höchste Freiheit darstellen, die ihm als Menschen erlaubt, endlich einmal wieder den Gedanken und Empfindungen aus der Urtiefe des *eigenen* Wesens zu leben, jenem eigenen Wesen, das heute vom tagtäglichen Schwall der fremden und fertigen Meinungen aus Radio, Fernsehtruhe und Zeitung nur zu oft verschüttet und erstickt wird.

Ist Skiwandern ein Hobby?

Mancher *Hoesch*-Leser wird nun sagen: Ist denn Skiwandern in der Tat ein Hobby? Das kann doch jeder! Und ein Hobby sollte doch etwas Besonderes, etwas ganz Ausnahmeweises sein, etwas, das Herr Jedermann gar nicht betreiben *kann*! . . . Natürlich, muß ich da antworten, darf ein Hobby nur etwas Außergewöhnliches und etwas Eigenartiges sein. Wie es ja auch gewiß ist, daß es Eigenart voraussetzt. Ein Hobby muß, präzise gesagt, mit Witz, Eigensinn und sanfter Geduld zugleich geübt und gegen die Welt der faden Genüsse durchgesetzt werden. Wer ein Hobby oder – um es mit dem guten alten deutschen Namen zu sagen – ein Steckenpferd betreibt, der hat zumeist schon Profil, der besitzt zumeist den Ansatz eines unbeirraren und zähen Charakters, der hebt sich aus der Anonymität der Massenmenschen heraus. (Wobei

das Wort „Masse“ heutigentags niemanden mehr beleidigen darf, denn die lawinenhafte Zunahme der Menschheit und ihrer Produkte hat überall schon Massen-Charakter geschaffen: zum Beispiel bei den „Meinungen“, zum Beispiel bei den Büchern und so weiter.)

Dies alles zu den geistigen Voraussetzungen unseres Hobbys! Nun kommt die Praxis, worüber mit einfacheren Worten zu berichten ist. Ich habe hier eine Menge von Anregungen und geheimen Tips zu bieten, die dem, der mich im Geiste verstanden hat, helfen, die „Hohe Schule des Skiwanderns“ genüßreich zu absolvieren.

Ein Trost, soweit es um die Kosten geht

Allem anderen voran ein Wort zur *Ausrüstung des Skiwanderers*, wenn er im flacheren Land und in den Mittelgebirgen an sein Hobby denken kann. Alle Ausrüstung, die man heutigentags in die Alpen mitnimmt, ist *falsch*, wäre unbrauchbar! Alle richtige Ausrüstung kostet, wiewohl eine Art Spezialausrüstung auch, nur *ein Viertel* der alpinen Ausrüstung! Diesen freundlichen Trost zum Eingang. Die alpine Skikleidung (für die große Kälte über 2000 und 3000 Meter Höhe und vor allem fürs Schlange stehen an den Liften und Bergbahnen) wäre für unser Skiwandern (weil man hier stetig in Bewegung ist) zu warm! Die alpinen Tourenskier wären zu schwer, die modernen Skibindungen aus technischen Gründen absolut unbrauchbar. Nicht erst zu reden von den schweren, doppelgeschnürten, hochschaftigen Skistiefeln,

diesen wahren „Festungen“, die kein Abrollen des Fußes erlauben.

Ski und Schuhe müssen zünftig sein

Zur idealen Bekleidung gehören eine leichte, feste Bundhose (auch Knickerbocker) über wollenen Kniestrümpfen – also möglichst keine moderne Keilhose! Dazu braucht man einen nicht zu dicken Pullover, am besten einen dünnen wollenen Pullover unter einem dünnen (nicht schweren, doppelseitig tragbaren) Anorak mit überziehbarer Kapuze. Dieser Anorak soll dünn, aber nicht aus Perlon oder Nylon sein, weil diese Gewebe zu luftdicht sind und den Schweiß fördern. Eine wiederum nicht zu dicke wollene Mütze, die notfalls über die Ohren und in die Stirne zu ziehen ist, und leichte wollene Fingerhandschuhe, bei scharfem Wind Segeltuchhandschuhe darüber, sind sehr zu empfehlen. Über die nötige Unterwäsche sollen Klima,

Wetter und Erfahrung entscheiden. Das Hauptgewicht, übrigens auch kostenmäßig, liegt bei den Skistiefeln! Keiner kaufe zum Skiwandern die modernen schweren Doppelschuhe mit den hohen Schäften! Man besorge sich unbedingt „altmodische“, das heißt einfache und mit niedrigem Schaft versehene Skistiefel, die zwar fest, aber doch leicht sind und deren Ledersohle nicht durch Zweizentimeterstärke allein auf Diagonalzug eingestellt ist. Das Ideal sind richtiggehende Langlaufschuhe, die man über ein Sportgeschäft kaufen kann. Original-Finnen-Langlaufschuhe kosten dort zwischen 59 und 60 Mark etwa.

Nach der Kleidung kommen die Skier. Das Ideal fürs Skiwandern stellt der vor wenigen Jahren stark propagandisierte Wanderski, der sogenannte „Loipe-Ski“ dar, der heute noch hergestellt wird. Dabei handelt es sich um ein Mittelding zwischen normalem Tourenski und feder-

leichtem Spezial-Langlaufski (der aus finnischer Birke mit Hickory-Sohle hergestellt und von alters her zu Skirennen benutzt wird). Dieser Loipe-Ski ist nur wenig schwerer als der Spezial-Langlaufski, aber auch weniger schmal, so daß man mit ihm noch gut schwingen kann. Auch zum Spuren im Tiefschnee ist er geeigneter als der Spezial-Langlaufski, der eine bereits vorhandene Spur voraussetzt. Dieser Loipe-Ski hat sich übrigens nicht allgemein durchgesetzt, was sehr für unser ehrenwertes Hobby spricht und sehr gegen die Masse Skimensch. Man verwendet für ihn keine moderne Abfahrts- (und schon gar keine Sicherheits-) Bindung, sondern die Geze-Loipe-Bindung (Kandahar-Modell), die in Leonberg bei Stuttgart fabriziert wird. Diese Bindung gestattet es, und das ist zugleich der alles entscheidende Vorteil, beim Steigen und Gleiten die Ferse abzuheben, genauer gesagt: die Fußsohle abzurollen.

Nur wer sich im Skiwandern vom Gesellen zum Meister aufgeschwungen hat, nur wer, etwa mit Kameraden, eine bestimmte „Spur“, eine Rundstrecke etwa, fixiert hat, der sollte und darf sich auch Spezial-Langlaufskier aus Finnland kaufen, mit denen man natürlich schneller und eleganter vom Fleck kommt. Zu diesen Spezial-Langlaufskiern verwendet man die „Mausfallenbindung“, norwegischer beziehungsweise schwedischer Herkunft. Zu sagen ist noch, daß man beim Langlaufen und Skiwandern längere Skier verwendet als beim alpinen Tourenlauf. Ein Mann von etwa 1,70 bis 1,75 Meter Größe benutzt demnach eine Skilänge von 2,05 bis 2,15 Meter, beim Spezial-Langlaufski bis 2,20 Meter. Als Skistöcke verwendet man nicht den modernen Stahlstock, sondern den leichtesten Tonkinstock mit dem leichtesten Teller, den man findet. Wichtig ist die Länge: keinesfalls kürzer als Achselhöhe! Übrigens ist es erfreulich zu wissen, daß diese ganze Ausrüstung nicht einmal die Hälfte, ja normalerweise nur ein Viertel der Kosten für die gebräuchliche alpine Skiausrüstung verlangt. Unser Hobby ist also keineswegs kostspielig! Skier, Stöcke und Schuhe hat man viele Jahre, Neuheiten und Moden gibt es nicht zu befürchten, das Hobby ist, finanzmäßig gesehen, „krisenfrei“.

Richtig laufen lernen

Was die Ausführung des richtigen Skiwanderns und -laufens betrifft, so gibt es hier wenig Probleme. Man braucht keinen „Skikurs“ zu machen, man lernt Skilaufen durch und nur durch viel Skilaufen. Hat man die Skier gut gewacht (es gibt fertige Rezepte und sehr gute Auswahlen an Skiwachsen für trockenen und für feuchten Schnee in jedem modernen Sportgeschäft), so begibt man sich auf Skiwanderschaft. Die Sorge allein gilt der Lauftechnik. Denn auch wenn wir keine Rennen laufen wollen, so wünschen wir doch mit dem geringsten Aufwand an Kraft schnell vorwärts zu kommen. Dies ermöglicht allein die richtige Lauftechnik. Es gibt Bücher darüber. Richtig läuft, wer Arme und Beine gleichmäßig benützt. Der Anfänger wird nur mit den Beinen laufen und deshalb frühzeitig ermüden. Denn nur mit den Beinen



laufen, heißt den möglichen Schwung verschenken. Wer sich im Laufen kräftig mit den Stöcken, das heißt also mit den Armen, abstößt, der macht den Beinen das Laufen leicht, der kommt vom Gehen und Schieben in ein natürliches Gleiten, das mit der wachsenden Technik ein schwungvolles, behendes, lockeres Skilaufen wird. Mit den Armen beziehungsweise Stöcken sich richtig abzustößen, erfordert, daß man sich im Augenblick des Stockeinsatzes hoch aufrichtet und, während die weit vorn eingesetzten Stöcke nach rückwärts laufen, diese Stöcke mit gestreckten Armen so weit und so kräftig und schnell nach hinten stößt, daß ihnen der Körper nachgeben, also sich tief nach vorn neigend folgen muß. Wichtig ist dann noch, daß man den Schwung, den dieses kräftige Abstoßen mit den Stöcken erzeugt, mit langem Gleitschritt ausnützt. Wer viel läuft, der kann diese Langlauftechnik zu einem wunderbar harmonischen Laufstil entwickeln, dessen schöner Rhythmus sich von selbst ergibt. Je besser einer seinen Laufstil entwickelt, desto *weniger* Kraft braucht er; diese freundliche Wahrheit liegt ja allenthalben im Begriff einer „Technik“ verborgen. Mit alledem ist nicht gesagt, daß, wer am schnellsten und mühelossten gleitet und läuft, auch am meisten hat von unserem Hobby. Es gilt ja auch den richtigen Weg zu nehmen, es gilt die richtige Spur zu führen – im Aufstieg etwa nicht schnurgerade hinauf, sondern in mäßig steigenden Serpentinaen –, und es gilt, den Atem richtig einzuteilen. Vor allem aber gilt es, die Augen offenzuhalten und die kleinen Rasten zu genießen, eine Umschau von oben her, oder einen tiefen Einblick ins Forstrevier, über ein Tal hin, und der nächsten Nähe nicht zu vergessen. Der Winter ist ein großer Zauberer und schafft mit dem Frost nicht nur „märchenhafte“ Rauhreifbilder, sondern im Verbande mit dem Wind auch schnurrige Windverwehungen, „Windgangeln“ geheißen im Hochgebirge. Da gibt es manches barocke Zuckerwerk zu erkennen in der Schneestruktur, und wer Phantasie hat, kann es sinnhaft schmecken.

Mit heißem Atem und leicht geschundenen Knochen

Kein „Nebenprodukt“, sondern beinahe der schönste Lohn unseres mühseligen Hobbys ist das Beschließen: wenn man mit heißem Atem und leicht geschundenen Knochen, vor allem aber mit einem köstlichen Heißhunger und einem rabiaten Durst in ein entlegenes Gasthaus einfallen und dort alle diese Beschwerden auf die umständlichste Weise stillen und heilen darf. Da ist dann keine Speisekarte zu simpel, da schmeckt wirklich Wasser wie Wein und Brot wie Kuchen, auch wenn ich für mein Teil auf ein frisches Bierchen zielen würde und ein Stück schmackhafter westfälischer Wurst. Hinterher zieht man dann nach Hause, ein Hochgefühl von Stolz und tiefer Befriedigung im Herzen, das man sich nicht erklären kann angesichts der gewesenen Mühe, und dazu ein gutes Menschengewissen, das bis zum nächsten Wochenend tröstet und oft noch viel, viel länger.

Warum ist die Höflichkeit bei uns ein Mauerblümchen? Wenn es eine Landkarte gäbe, auf der die höflichen Völker mit roter Farbe eingezeichnet wären – ich glaube, wir verdienten auf dieser Karte auch bei wohlwollender Beurteilung höchstens ein zartes Rosa. Das ist schade. Denn in der Rangliste der Tugenden rangiert die Höflichkeit weit vorn.

War früher die Höflichkeit eine Eigenschaft des Adels, so ist sie heute eine Tugend, die adelt. Sie ist eine Eigenschaft, die man sich selbst erwerben kann. Sie verlangt weder eine Vorbildung noch einen sozialen Rang. Aber sie erleichtert dem, der sie besitzt, das Leben. Man setzt sich mit Höflichkeit besser durch als mit den Ellenbogen. Sie bildet den Charakter und macht ihren Träger freundlich und umgänglich. Sie steckt an. Wer höflich ist, wird höflich behandelt. Im Umgang der Menschen ist die Höflichkeit das Öl, das die Maschine geräuschlos laufen läßt. Gäbe es keine Grobiane, Rüpel, Flegel, Lackel und Knoten, dann gäbe es weniger Reibereien. Machen Sie den Versuch und begegnen Sie einem groben Hauswirt, einem rabiaten Nachbarn, einer Kratzbürste aus Ihrer Verwandtschaft mit Höflichkeit. Sie nehmen jedem die Waffe aus der Hand. Sie beschämen ihn. Sie machen ihn machtlos.

Höflichkeit ist deshalb nicht nur eine schöne, sie ist auch eine praktische Tugend, die Nerven schont und Ärger erspart. Ihr Feind ist der Stolz. Aber es ist ein falscher Stolz – ein gestelztes, hölzernes Wesen, das mit der Dummheit ein Verhältnis hat. Dieser falsche Stolz verwechselt Höflichkeit mit Kriecherei und Unterwürfigkeit. Dabei ist Höflichkeit dem Vorgesetzten gegenüber gar nicht erwähnenswert. Aber sage mir, wie du mit deinen Untergebenen umgehst, und ich sage dir, wer du bist. Der Buchhalter, der dem Prokuristen die Tür hält und sie der Sekretärin auf die Nase knallen läßt, ist ein Flegel. Wer sich dienstfeig nach dem Bleistift bückt, der dem Chef vom Tisch gefallen ist, und den Handschuh übersieht, den seine Frau hat fallen lassen, ist alles andere als ein Kavalier. Katzbuckelei nach oben und Rüpelei unter seinesgleichen – das ist die schlimmste Perversion der Höflichkeit.

Wer wirklich höflich ist, zeigt Achtung vor der Menschenwürde. Seine Höflichkeit macht keine

Höflichkeit ist steuerfrei!

Unterschiede. Sie macht auch vor Kindern nicht halt. Klar, daß ein Kind einer älteren Dame in der Straßenbahn seinen Platz anbietet; aber ich sehe nicht ein, warum ein ausgeruhter Erwachsener nicht auch einmal einem von der Schule übermüdeten Kind seinen Sitzplatz opfern soll.

Weshalb steht bei uns zu Lande die Höflichkeit in einem so schlechten Ruf? Ich habe neulich ein Schild gelesen, das in drei Sprachen das Rauchen untersagt. Im französischen und englischen Text stand das Wort „bitte“. Im deutschen war es ein Befehl: „Nicht rauchen!“ Die Wörter „danke“ und „bitte“ werden bei uns so sparsam gebraucht, als seien sie mit einer Höflichkeitssteuer belegt, während andere europäische Völker damit herumwerfen, als bekämen sie für die häufige Benützung eine Prämie. Die Spanier – wohl das höflichste Volk in Europa – sagen „verzeih, Bruder!“ wenn sie einen Bettler abweisen. Der englische Schutzmann, den ich nach einem Platz in London fragte, schrieb mir auf, wie ich mich weiter durchfragen sollte und vergaß auch nicht, das Wort „Please – bitte“ mit auf den Zettel zu schreiben, weil er fürchtete, der Deutsche könne es beim Fragen vergessen.

Bei uns wird oft die Höflichkeit scheel angesehen, weil manche Leute meinen, sie vertrage sich nicht mit der aufrechten Manneswürde. Wer sich minderwertig fühlt, der sucht das dadurch auszugleichen, daß er sich barsch und ungehobelt gibt. Die Franzosen sind erfolgreiche Diplomaten, weil sie so höflich sind. Und auch die Russen haben es gelernt, daß man mit Freundlichkeit mehr erreicht als mit einem barschen „Njet!“ Erinnern wir uns mit Grausen einer Partei, auf deren Briefbogen stand „Im parteiamtlichen Schriftverkehr entfallen Höflichkeitsfloskeln“.

Die Bürokratie hat das Erbe der Unhöflichkeit übernommen. Sie gesteht dem Staatsbürger weder eine Anrede noch das Wörtchen „hochachtungsvoll“ zu. Sie bittet nicht, sondern sie befiehlt („Sie haben sich in sauber gewaschenem Zustand...“). Und sie macht damit Schule von „Nicht in den Wagen spucken!“ bis „Füße abstreifen!“ was wieder etwas zu viel verlangt ist, weil die Füße so fest angewachsen sind.

Dr. Hans Bayer

50 Hoesch AG Bergbau

3. 1. 1962 Hermann Anlauf, Magazinverwalter
Schachtanlage Radbod

40 Hoesch AG Bergbau

2. 1. 1962 Fritz Nölle, Maurer
Schachtanlage Carl

2. 1. 1962 Josef Rygus, Platzarbeiter
Schachtanlage Emil

2. 1. 1962 Theodor Schramm, Reviersteiger
Schachtanlage Emil

7. 1. 1962 Jakob Noiron, Grubenlokfürher
Schachtanlage Emil

11. 1. 1962 Josef Mörchen, Lokführer
Schachtanlage Kaiserstuhl

15. 1. 1962 Josef Liebert, kaufm. Angestellter
Verwaltung

23. 1. 1962 Franz Mause, kaufm. Angestellter
Schachtanlage Kaiserstuhl

28. 1. 1962 Johann Weyers, Tagesarbeiter
Schachtanlage Fritz

Hoesch AG Westfalenhütte

2. 1. 1962 Wilhelm Lethaus,
Krankenkassenangestellter

2. 1. 1962 Ernst Wojahn, Maschinist

12. 1. 1962 Bernhard Kremiski, Obermaschinist

12. 1. 1962 Wilhelm Schunder, Elektroschlosser

13. 1. 1962 Hans Hoffmeister, Eisenb.-Assistent

18. 1. 1962 Karl Höffner, 1. Scherenmann

20. 1. 1962 Friedrich Lockemann, Kranfahrer

24. 1. 1962 Adolf Brandt, Blitzsägemann

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

3. 1. 1962 Helwig Schwalm, Einsetzer

Becke-Prinz GmbH

16. 1. 1962 Josef Höhne, Vorarbeiter
Werk Dortmund

Schwinn AG

18. 1. 1962 Gustav Wentz, Dreher

25 Hoesch AG Hauptverwaltung

27. 1. 1962 Erich Radtke, Techniker

Hoesch AG Bergbau

2. 1. 1962 Bruno Bastke, Fördermaschinist
Schachtanlage Emil

2. 1. 1962 Bernhard Nienhaus, Maschinist
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

2. 1. 1962 Friedrich Storb, Hauer
Schachtanlage Emil

5. 1. 1962 Hugo Schäfer, Hauer
Schachtanlage Fritz

5. 1. 1962 Heinrich Tombeil, Platzmeister
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

6. 1. 1962 Willy Strobel, Düsenwärter
Kokerei Kaiserstuhl

7. 1. 1962 Robert Krüger, Kohlenturmarbeiter
Kokerei Kaiserstuhl

8. 1. 1962 August Buhne, Laborhelfer
Schachtanlage Radbod

8. 1. 1962 August Lobbert, Hauer
Schachtanlage Wilhelmine-Victoria

12. 1. 1962 Albert Zierhorst, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl

13. 1. 1962 Heinz Herzig, Schießmeister
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

18. 1. 1962 Theodor Cuday, Zimmermann
Schachtanlage Emil

18. 1. 1962 Alfons Tomczak, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl

20. 1. 1962 Johann Grewer, Abnehmer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

20. 1. 1962 Alex Mathes, Schlosser
Kokerei Kaiserstuhl

21. 1. 1962 Karl Arend, Schlosser
Kokerei Kaiserstuhl

21. 1. 1962 August Henn, Hauer
Schachtanlage Emil

21. 1. 1962 Max Petrik, Kohlenfahrer
Schachtanlage Emil

22. 1. 1962 Wilhelm Günther, Elektrohauer
Schachtanlage Fritz

22. 1. 1962 Gottfried Korte, Wäschearbeiter
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

22. 1. 1962 August Kudling, Wäschearbeiter
Schachtanlage Fritz

23. 1. 1962 Herbert Ringhofer, Kesselschlosser
Schachtanlage Kaiserstuhl

24. 1. 1962 Friedrich von Reth, Schweißer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

25. 1. 1962 Franz Rohmann, Schlosser
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

25. 1. 1962 Hugo Thorwesten, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

26. 1. 1962 Alois Vollmer, Bahnreiniger
Schachtanlage Kaiserstuhl

27. 1. 1962 Heinrich Wiederhake,
Maschinen-Fahrsteiger
Schachtanlage Kaiserstuhl

28. 1. 1962 Heinrich Busskönning, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

29. 1. 1962 Heinrich Klein, Hauer
Schachtanlage Emil

Hoesch AG Westfalenhütte

1. 1. 1962 Georg Saunus, Kapellmeister

2. 1. 1962 Dipl.-Ing. Heinz Müller, Betriebsleiter

3. 1. 1962 Wilhelm Murawski, Maschinist

18. 1. 1962 Wilhelm Schwentke, Materialprüfer

19. 1. 1962 Wilhelm Hohenfeld, Baggermaschinist

20. 1. 1962 Emil Wilke, Hilfswickler

21. 1. 1962 Otto Nicklaus, Schlosser

22. 1. 1962 Heinz Patzer, Kranführer

28. 1. 1962 Friedrich Wieneke, Maschinist

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

12. 1. 1962 Paul Henke, Federnrichter

19. 1. 1962 Walter Kliese, Ziehereiarbeiter

Hoesch AG Rohrwerke

12. 1. 1962 Heinrich Humme, Kraftfahrer

29. 1. 1962 Josef Schmalbrock, Vorarbeiter

Schmiedag AG

4. 1. 1962 Adolf Umlauf, Werkstattsschreiber
Werk Grüntal

5. 1. 1962 Hans Schäfer, Härter
Werk Grüntal

13. 1. 1962 Josef Sommer, Lohnbuchhalter
Werk Grüntal

20. 1. 1962 Heinrich Griese, Werkzeugschlosser
Werk Grüntal

Maschinenfabrik Deutschland AG

13. 1. 1962 Max Elsner, Anstreicher

Dörken AG

14. 1. 1962 Hildegard Grünwald, kaufm. Angest.

20. 1. 1962 Michael Kolodzeycik, Schweißer

21. 1. 1962 Karl von der Waar, Schleifer

22. 1. 1962 Emil Solmecke, Presser

25. 1. 1962 Adolf Stiebel, Entgrater

Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH

25. 1. 1962 Willibald Otto, Werkstattsschreiber

Hoesch Eisenhandel mbH

18. 1. 1962 Babette Berger, Putzfrau

Schiffswerft und Maschinenfabrik Mainz-Gustavsburg GmbH

14. 1. 1962 Heinrich Eiffinger, Nieter

Auch Kant kannte ihn

Erst seit Ende des vorigen Jahrhunderts ist das englische Wort Flirt bei uns heimisch. Aber es hat alte deutsche Verwandte: flirren und Flitter.

Flitter, uns nur noch gemeinsam mit Tand in formelhafter Wendung geläufig, waren im Mittelalter dünne Münzen oder Plättchen aus Edelmetall oder Messing, ein flirrender Schmuck auf Frauenkleidern. Flittern bedeutete flüstern oder kichern, Geflitter war heimliches Gelächter, und noch früher verstand man unter flitarezzen geradezu schmeicheln und lieblosen; der Vergleich mit dem französischen flatter drängt sich auf. So gehören unsere Flitterwochen, die Kosewochen, mit dem Flirt in die gleiche Sprachfamilie, ja sogar das Flittchen unserer Umgangssprache, das leichtfertige Liebchen, gehört dazu, die Familienähnlichkeit ist unverkennbar. Man sieht, wie der Flirt den ganzen Bereich der Liebelei umfaßt, gleich wie die Liebe selbst.

Nun sollte man vielleicht so ein luftiges Wesen wie den Flirt nicht mit der schweren sprachwissenschaftlichen Zange packen. Aber dieses Werkzeug enttäuscht doch nie: es legt sogleich den Begriffskern bloß, das Unstete, Flimmernde und Flatternde. Da haben wir den ganzen Flirt: das leichte kapriziöse Spiel der lockenden Worte und Mienen, in dem sich die beiden Geschlechter einander tänzerisch nähern. Das Englische versteht unter flirt nicht allein, wie wir, Koketterie, Hofmacherei, sondern immer noch auch Huschen, Hinundherflattern.

Der ehrliche *Knigge*, dessen vielgenanntes Buch übrigens keine Benimmlehre, sondern ein Leitfaden der Lebenskunst ist, ist dagegen. Er kann den Flirt nicht leiden. In einem anderen Werk, das den schönen Titel „Die Verirrungen des Philosophen oder Geschichte Ludwigs von Seelberg“ führt, sagt er: Wer mit seinem Herzen schon oft Spielwerk getrieben, seine zärtlichen Seufzer vor manchen Schönen schon ausgeblasen hat, dem wird es eben nicht schwer, wenn er wieder einmal sich die Lust macht, verliebt zu werden, seine Empfindungen bei einer schicklichen Gelegenheit an den Tag zu legen; auch weiß dann die Kokette schon, was sie bei solchen Gelegenheiten zu antworten hat... Bei all diesen konventionellen Gaukeleien aber empfinden dergleichen Leute gar nichts, lachen, wenn sie allein sind, des Possenspiels, das sie miteinander treiben.

Hingegen, was man vielleicht nicht erwartet hätte, Immanuel Kant denkt nicht so streng über den Flirt. Buhlerische Neigung oder Koketterie im feinen Verstande, sagt er, nämlich eine Geflissenheit zu gefallen und zu reizen, an einer sonst artigen Person ist vielleicht tadelhaft, aber doch schön und wird gemeinlich dem ehrbaren ernsthaften Anstand vorgezogen.

Man muß kein Philosoph sein, um zu sehen, daß der Flirt naturnotwendig auftritt, sobald die Frau die strenge Abgeschlossenheit des Frauengemaches verläßt. Wenn, wie im alten Griechenland, Braut und Bräutigam füreinander bestimmt werden, braucht der Flirt sich nicht zu bemühen; er flüchtet sich dann zu den Hetären. Sobald die Geschlechter einander frei begegnen, flirten sie miteinander. Was tat Odysseus, als er, dem tobenden Meer kaum entronnen, an Scherias Strand der Königstochter Nausikaa gegenüberstand? Er flirtete mit ihr! Virtuos beherrschte er die Sprache des Flirts, und der Liebreiz des Mädchens steigerte seine Leistung zu einem Meisterstück: Bist du eine der Göttinnen, welche den Himmel beherrschen...

Der Vergleich mit den Himmlischen ist aus dem Flirt nicht wegzudenken; seit *Homer* darf sich das weibliche Geschlecht dieser Schmeichelei erfreuen. Ach, gnädiges Fräulein, sagt der Leutnant mit Monokel, ich wundere mich, daß Sie der Himmel beurlaubt hat! Auf Arabisch, in Tausendundeiner Nacht, klingt es so: Du bist aus dem ewigen Paradiese gestohlen worden, während der Engel Ridhwan nachlässig wachte.

Aber wir flirten nicht mehr homerisch und nicht mehr im preziösen Stil der Jahrhundertwende. Die sozialen Umwälzungen der letzten Jahrzehnte, die Teilnahme der Frauen am beruflichen und öffentlichen Leben haben die Geschlechter zusammengeführt zu alltäglicher ungewzogener Begegnung. Salon, Ballsaal, festliches Mahl

und Badpromenade können entbehrt werden. Wohl noch nie war das Kennenlernen so leicht gemacht. Der Flirt, unsterblich und anpassungsfähig, hat sich in die neuen Verhältnisse geschickt, er ist, ohne doch etwas preiszugeben von seinem Wesenskern oder gar seinen Reiz einzubüßen, schlichter, man möchte sagen herzhafter geworden. Er ist kein Geschicklichkeitsspiel mehr, das man einübt, kein Fach, das man förmlich studiert, er ergibt sich gleichsam von selbst.

Vor dem ersten Weltkrieg war er ein Thema, ein zentrales sogar im Leben der töchterreichen Familien und der jungen Offiziere, begreiflicherweise; übrigens auch der Balletteusen. Eine ganze Generation von Witzeschreibern und -zeichnern hat davon gelebt. Man staunt, wenn man die Meggendorfer Blätter von damals aufschlägt und keine Nummer ohne Beitrag zum Thema findet. Die meisten dieser Beiträge sind „Galant“, „Hochgalant“, „Höchste Galanterie“ oder ähnlich betitelt. Da sagt der junge Kavalier: Ach, gnädiges Fräulein, die schönsten Augenblicke sind doch Ihre Augen-Blickel, und die Kokette fragt: Herr Baron, in welchem Rahmen finden Sie das schönste Bild?, worauf er antwortet: Im Rahmen des Spiegels, vor dem Gnädigste gerade sitzen.

Damals waren die Witze das Rückgrat einer erfolgreichen Zeitschrift. Buchverleger und Autoren beteiligten sich an der Flirtkonjunktur: Wer die Weiber will gewinnen, braucht nicht lange nachzusinnen, sondern bestellt sich sofort das Buch „Die Kunst, die Damen verliebt zu machen“, um bald in den Besitz einer lebenswürdigen, reichen Braut zu gelangen; gratis erhält ein jeder noch dazu einen hochfeinen neugoldenen Fingerring mit Stein. Geheimnis der Unwiderstehlichkeit im Damenverkehr, Unterweisung in den feineren Künsten der Liebesstrategie mit Mustern siegreicher Gespräche und origineller Anknüpfungs- und Konversationsmethoden.

Wenn man dann noch, gegen zwanzig Pfennig in Briefmarken, das Geheimnis erfahren hatte, wie man einen schneidigen Schnurrbart erlangte (mein Bart, mein Stolz), konnte eigentlich nichts mehr fehlen, und man konnte, geschmückt mit Schnurrbart und Fingerring, die siegreichen Gespräche eröffnen.

Wie eröffnet man sie bei Rock 'n' Roll? Ich gestehe, daß ich diese energische Belustigung nur aus Bildern und Berichten kenne. Ich glaube nicht, daß man einfach hau ruck sagt, wenn es auch so aussieht. Denn hau ruck ist ja eigentlich kein Flirt, sondern mehr siegreiche Holzfällerkonversation.

Hellmut Holthaus

WERK und WIR

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Gröting. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Grafische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Titelseite: Erich Kreuzner, Rückseite: Fri. Korte, Dortmund. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe BERGBAU, Seiten ① bis ⑫: Willi Laser. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Gröting. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALENHÜTTE, Seiten 1 bis 32: Walter Hölkeskamp. Redaktion: Johannes Hoischen. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 123/0822 294. Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die im Inhaltsverzeichnis mit □ gezeichneten Berichte und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.

Bildnachweis: Titel- und Rückseite: Kreuzner. Farbbinnenseiten: Steinfurth, Kampmann. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Kreuzner, Kampmann, Steinfurth, Herling, Vogler, alle Dortmund; Weber, Bonn; Bernick, Düsseldorf; Contipress, Südd. Verlag, laenderpress. Zeichnungen: Schramm, Werks- und Privat-Aufnahmen.



Foto-Wettbewerb

- ① Paul Schneider Hoesch AG Westfalenhütte
- ② Hans Reineke Hoesch AG Bergbau
- ③ Wilhelm Brenner Hoesch AG Westfalenhütte
- ④ Lothar Ballnus Hoesch AG Westfalenhütte
- ⑤ Friedhelm Schenk Hoesch AG Westfalenhütte



